

### Tophthema: Expertenherrschaft oder Alibigremien

Kann Wissenschaft der Politik die Wege weisen?



Startseite

Editorial

Tophthema

Bildthema

Forschung

Studium und Lehre

Unikultur

Portrait

Neue Gesichter

Unibund

Forum



Bildthema



Unikultur



Forschung



Portrait



Studium und Lehre



Unibund

## Zweckbündnis

Die Zahl von Expertenkommissionen nimmt offenbar inflationär zu. Politikberatung hat zurzeit Konjunktur. Aber funktioniert sie auch? Zu einem vernichtenden Urteil kommt Norbert Kloten, der als Tübinger Wirtschaftswissenschaftler selbst von 1970 bis 1975 Vorsitzender der »Wirtschaftsweisen« war, in einem Interview in der STUTTGARTER ZEITUNG vom 14. August dieses Jahres: »Die Politiker kalkulieren (zu oft) mit opportunen, Fehlentwicklungen begünstigenden Zeithorizonten. Sie orientieren sich am politisch Machbaren, das von taktischen Überlegungen bestimmt ist. Ernst zu nehmende Wissenschaftler wollen sich aber nicht instrumentalisiert sehen. Ökonomische Sachzusammenhänge setzen sich auf Dauer gegenüber politischer Machtarroganz durch. Das hindert natürlich viele pseudowissenschaftliche Berater mit politischem Karriereinstinkt nicht, politischen Begehren gegenüber willfährig zu sein.«

Eine Metadiskussion über das Zweckbündnis von Wissenschaft und Politik fehlt weitgehend. Die attempto!-Redaktion hat daher Protagonisten und Akteure gebeten, aus verschiedenen Perspektiven ihre Einschätzung zu geben. Wie beurteilen Wissenschaftler, die selbst in Expertenkommissionen sitzen, deren Arbeit und Einfluss? Wie schätzen Politiker den Stellenwert des Rats von Wissenschaftlern ein? Wie können wissenschaftliche Rezepte gegen wirtschaftliche Fehlentwicklungen aussehen? Wie beurteilen die Medien das Zusammenspiel von Wissenschaft und Politik? In der Stammzelledebatte ist wissenschaftliche Arbeit selbst ein Objekt wissenschaftlicher Empfehlungen geworden, auch hierzu finden sich zwei Beiträge im Heft. Schließlich der Blick des Satirikers: Ein politischer Insider entwirft ein Theaterstück über die Arbeit einer fiktiven – aber möglicherweise nicht untypischen – Expertenkommission.

DIE REDAKTION wünscht viel Vergnügen bei der Lektüre.

### Thema: Experten herrschaft oder Alibigremien



Startseite

Editorial

**Topthema**

Bildthema

Forschung

Studium und Lehre

Unikultur

Portrait

Neue Gesichter

Unibund

Forum

#### Politikberatung – altbekannt und groß in Mode?

Möglichkeiten und Grenzen von Expertengremien

[weiter](#)



#### Die deutsche Krankheit überwinden

Der »Sachverständigenrat« präsentiert Lösungsvorschläge

[weiter](#)



#### Dicke Bretter bohren für die Politik

Brauchen wir die »Wirtschaftsweisen«?

[weiter](#)



#### Was Politiker von Expertenkommissionen halten

Herta Däubler-Gmelin, Friedhelm Repnik und Boris Palmer über den Stellenwert wissenschaftlicher Politikberatung

[weiter](#)



#### Zwischen Experten herrschaft und Minensuche

Josef Schmid berichtet aus der »Rürup-Kommission«

[weiter](#)



---

## Die Handwerker des Parlaments

Politikberatung im baden-württembergischen Landtag

[weiter](#)



---

## Warum der Ethikrat das Rennen machte

Über die Bedingungen erfolgreicher Politikberatung

[weiter](#)

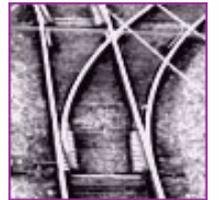


---

## »Einseitig beratene Politiker«

Interview mit dem Kölner Stammzellenforscher Jürgen Hescheler

[weiter](#)

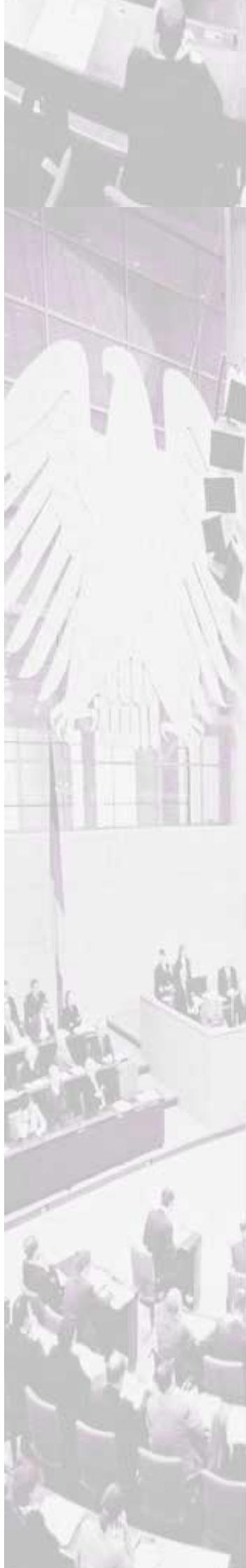


---

## »Die Expertenkommission«

Dramaturgische Skizze von Manfred Zach

[weiter](#)



## Politikberatung – altbekannt und groß in Mode?

VON GERT WAGNER

**Ohne Politikberatung geht es nicht. Um gültige Entscheidungen gerade bei der Lösung von Verteilungskonflikten treffen zu können, brauchen Politiker wissenschaftlichen Sachverstand. Aber der Einfluss unabhängiger Experten ist begrenzt und nicht einfach zu organisieren. Entscheiden muss letztendlich die Politik.**



Gert G. Wagner ist Lehrstuhlinhaber für Volkswirtschaftslehre an der TU Berlin und Forschungsdirektor am DIW Berlin. Er ist Mitglied im »Wissenschaftsrat« und im neu geschaffenen Zuwanderungsrat (»Sachverständigenkommission für Zuwanderung und Integration«) und war ebenfalls in der »Rürup-Kommission«.

Politische Entscheidungen sollten auf zutreffenden Analysen der Realität aufbauen. Deswegen soll sich die Politik wissenschaftlicher Erkenntnisse bedienen. Dies geschieht zum Beispiel durch Wissen, das bei Politikern selbst und ihren Mitarbeitern vorhanden ist. Insbesondere die Ministerialbürokratie wird – unter anderem wissenschaftlichen – Sachverstand vorhalten. Da die Ministerialbeamten und andere Mitarbeiterstäbe aber auch Entscheidungsaufgaben haben und sich nicht ständig über den neuesten Stand der Wissenschaft auf dem Laufenden halten können, gibt es Bedarf an Zuarbeit durch unabhängigen und »an der Spitze der Erkenntnis« stehenden wissenschaftlichen Sachverstand.

Diese Zuarbeit nennt man wissenschaftliche Politikberatung. In Deutschland ist diese zum Teil institutionalisiert, zum Beispiel durch weisungsgebundene Bundesinstitute, die es im Bereich Gesundheit und Landwirtschaft in großer Zahl gibt. Aber auch etliche öffentlich finanzierte und explizit anwendungsorientierte, aber nicht weisungsgebundene wissenschaftliche Institute, insbesondere der Leibniz-Gemeinschaft (früher »Blaue Liste«), zählen zu dieser Kategorie. Zu ihr gehören beispielsweise die »sechs führenden Wirtschaftsforschungsinstitute«.

### Möglichst ohne Nebenwirkungen

Was kann wissenschaftliche Politikberatung realistisch leisten? In der Theorie der Politikberatung heißt es, dass die Wissenschaft der Politik helfen soll, ihre Ziele möglichst gut zu

erreichen – also mit möglichst wenig unerwünschten Nebenwirkungen. Die Wissenschaft kann freilich nur dann eindeutige Aussagen machen, wenn Gesetzesänderungen, zum Beispiel eine Gesundheitsreform, für alle Bürger Verbesserungen bringen. Derartige Reformen sind freilich extrem selten. Die meisten Reformen begünstigen nicht alle und sind deswegen umstritten: In diesem Bereich liegen die Probleme, die das Spannungsfeld zwischen Wissenschaft und Politik ausmachen.

### Verteilungsprobleme lösen

Dazu ein Beispiel: Selbst wenn es möglich wäre, alle Finanzierungsprobleme des Gesundheitswesens dadurch zu beseitigen, dass Verschwendung (Ineffizienz) durch funktionstüchtigen Wettbewerb ersetzt würde, gäbe es dabei auch Verlierer: Zumindest würden diejenigen, die bisher von den Ineffizienzen profitiert haben, aus ihrer Sicht zu Recht klagen, dass die Reform sie benachteilige. Aber in diesem Falle könnte die Wissenschaft zumindest darauf verweisen, dass die bisherigen Nutznießer ihre Vorteile zu Unrecht genossen hätten.

In Wirklichkeit aber sind die Schwierigkeiten meist noch größer: die Finanzierungsprobleme, die sich aus der Alterung der Bevölkerung ergeben, sind durch keine Reform der Welt zu lösen, ohne große Gruppen der Gesellschaft schlechter zu stellen. Erhöht man jetzt beispielsweise den Beitragssatz zur Rentenversicherung, um Reserven anzusparen, werden alle Jüngeren belastet. Würde man aber die Beiträge nur für die Älteren erhöhen (»Solidaritätsabgabe«), um den Jungen das Ansparen für die Rente zu erleichtern, würden offenkundig die jetzt Älteren belastet. Einen dritten Weg gibt es nicht. Dies ist ein Verteilungsproblem, das nur von der Politik gelöst werden kann. Die Wissenschaft ist nicht legitimiert, eine Entscheidung zu treffen. Insofern ist es – wenn man ehrlich ist – gar nicht überraschend, dass die viel gescholtene »Rürup-Kommission« zu keinen einstimmigen Empfehlungen kam.



Der diskrete Diskurs in der Praxis – Weitergabe von Insiderwissen im Hinterzimmer

Foto: Bühler

Wenn es gilt, Verteilungsprobleme zu lösen, funktionieren Expertengremien, die ausschließlich mit »neutralen« Wissenschaftlern besetzt sind, offenbar nur äußerst begrenzt. Denn wer gezielt Einfluss nehmen will, muss wissen, welche Ziele und Wünsche die »Mächtigen« haben. Auf der anderen Seite lassen sich Entscheidungsträger gerne – solange dies nicht an die große Glocke gehängt wird – von Querdenkern inspirieren. Deswegen gewinnen »Ideenagenturen« und diskrete »Informationsbroker«, wie insbesondere die Bertelsmann Stiftung, an Bedeutung. Auch dies ist Politikberatung. Sie hat aber mit wissenschaftlicher Politikberatung nichts oder nur am Rande – sofern auch Wissenschaftler hinzugezogen werden – zu tun.

### Weder überraschend noch anrühlich

Der diskrete Diskurs, dessen Ergebnisse naturgemäß weder ordentlich protokolliert noch gar veröffentlicht werden, gefährdet im Übrigen die Rolle des Parlaments als dem natürlichen Ort für

politische Auseinandersetzungen und Entscheidungen mehr als von der Regierung berufene Expertenkommissionen.

Dass zur Lösung schwieriger Probleme Expertengremien berufen werden, ist nicht überraschend und auch nicht anrühlich, denn diese Gremien arbeiten in einem transparenten Rahmen. Die Probleme, die in der Öffentlichkeit diskutiert werden, liegen vielmehr in den Details. Im Falle der »Hartz-Kommission« für die Arbeitsmarktreform hatte die Regierung vorab verkündet, dass sie die Empfehlungen ohne politische Prüfung »eins-zu-eins« umsetzen werde. Das war ein merkwürdiges Versprechen. Es wurde – was aus verschiedenen Gründen erfreulich ist – auch nicht gehalten.

Die »Rürup-Kommission« wurde derart heterogen zusammengesetzt, dass gar keine kohärenten Empfehlungen zu erwarten waren. Trotzdem haben Politiker und die Öffentlichkeit diesen Anspruch anfänglich formuliert. Da zudem viele Mitglieder der Kommission ahnten, dass die Regierung wohl nicht auf sie hören würde, war auch die »Geschwätzigkeit« der Kommission nicht überraschend. Vielen war klar, dass *ihre* Themen und Vorschläge nur dann gehört würden, wenn sie – trotz der Kommissionsmitgliedschaft – weiterhin öffentlich ihre Meinung kundtun würden. Für den Fortgang der öffentlichen Debatte war das sachlich ja auch durchaus nützlich – für das Klima in der Kommission allerdings überhaupt nicht. Diese Situation war aber von der Konstruktion der Kommission her zu erwarten gewesen.

### Organisation ist schwierig

Grundsätzlich sollte man bedenken: Die Organisatoren der diskreten Zirkel werden mit dem Glauben an Einfluss (Bertelsmann) und/ oder mit Geld (diverse privatwirtschaftliche Agenturen) belohnt. Das ist aber nicht die Währung, die akademische Wissenschaftler wirklich interessiert. Wissenschaftler haben Interesse an der öffentlichen Diskussion ihrer Ideen, nicht zuletzt, um die persönliche Reputation zu erhöhen. Und dies hat nicht nur etwas mit Eitelkeit zu tun, sondern Wissenschaft ist von ihrer Natur her öffentlich: Wissenschaftliche Erkenntnis reift im Diskurs von Ergebnis und Widerlegung, Meinung und Gegenmeinung. Möchte man Wissenschaftler für diskrete Beratung gewinnen will, muss man sie in ihrer Währung – mit Reputation – entschädigen.

Deshalb wäre es sinnvoll, in Deutschland ernsthaft darüber nachzudenken, ob neben den neutralen Beratungsgremien, wie zum Beispiel den wissenschaftlichen Beiräten bei Ministerien und dem »Sachverständigenrat für die Beurteilung der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung«, auch wissenschaftliche Berater berufen werden sollten. Sie sollten direkt den Entscheidungsebenen der Ministerien zugeordnet sein und mit der jeweiligen Regierung kommen und selbstverständlich auch gehen. Diese Berater, denen die Entscheidungsträger vertrauen, hätten eine gute Chance, dass ihre Vorschläge gehört würden. Ihre Diskretion würde auch durch den Gewinn an Reputation, der durch die Berufung erfolgt, erkaufte. Das *Council of Economic Advisers* beim Präsidenten der USA ist ein prüfungswertes Vorbild – sowohl im Hinblick auf die Mitglieder wie auch auf den wissenschaftlichen Stab.

*Politikberatung. Altbekannt und groß in Mode?* Meine Antwort lautet: Ja, und zwar deswegen groß in Mode, weil die Politik gegenwärtig Vorschläge zur Lösung von Verteilungskonflikten braucht. Deswegen ist die Rolle der Wissenschaft in diesem Beratungsprozess aber gleichzeitig auch äußerst begrenzt. Es ist offensichtlich auch nicht einfach, diesen Prozeß gut zu orchestrieren. Aber er ist trotzdem sinnvoll.

---

## Die deutsche Krankheit überwinden

VON WOLFGANG WIEGARD

**Wirtschaftsexperten als Politikberater: Der »Sachverständigenrat« hat die notwendigen wirtschaftspolitischen Therapien zur Heilung des »Patienten Deutschland« parat. Den Arbeitsmarkt reformieren, die Sozialversicherungen umgestalten, die öffentlichen Finanzen und die föderalen Beziehungen neu ordnen – die Vorschläge der »Fünf Weisen« bringen massive Einschnitte in den Wohlfahrtsstaat mit sich.**



Wolfgang Wiegard, hier im Gespräch mit Bundeskanzler Schröder, ist seit 1999 Professor für Volkswirtschaftslehre an der Universität Regensburg, zuvor hatte er einen Lehrstuhl an der Universität Tübingen inne. Seit 2002 ist er Vorsitzender des Sachverständigenrates zur Begutachtung der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung.

Foto: Bundespresseamt

Endlich scheint sich die Stimmung in Deutschland etwas aufzuhellen. Dieser Optimismus ist sicherlich auf eine ganze Reihe von Ursachen zurückzuführen, etwa die verbesserten konjunkturellen Perspektiven in den USA oder der Anstieg der Aktienkurse. Dazu beigetragen haben aber auch die Reformdiskussion in Deutschland und die Aussicht auf Umsetzung von Strukturreformen. Dabei hat die Wirtschaftspolitik der Bundesregierung nach den Bundestagswahlen anfangs eine klare Linie und eine überzeugende langfristige Konzeption vermissen lassen. Erst seit der Regierungserklärung des Bundeskanzlers vom 14. März und der Vorstellung der Agenda 2010 zeichnen sich konzeptionelle und durchaus mutige Reformvorhaben ab, die in die richtige Richtung gehen. Jetzt kommt es darauf an, die angekündigten Maßnahmen schnell und entschlossen umzusetzen.

Im Jahr 2002 hat das reale Bruttoinlandsprodukt lediglich um 0,2 Prozent gegenüber dem Vorjahr zugenommen. Deutschland wies damit – wie schon seit Mitte der 90er-Jahre – die niedrigste Zuwachsrate sowohl im Euro-Raum als auch in der Europäischen Union auf. Auch im laufenden

Jahr wird die wirtschaftliche Entwicklung schwach ausfallen. Einmal mehr dürfte das Bruttoinlandsprodukt lediglich um 0,2 Prozent zunehmen. Auch die Entwicklung der Arbeitslosigkeit gibt Anlass zu großer Sorge. Die Zahl der Arbeitslosen lag 2002 im Durchschnitt bei über vier Millionen. Damit waren 200 000 Menschen mehr arbeitslos als im Jahr zuvor. In diesem Jahr ist sogar mit einer durchschnittlichen Arbeitslosenzahl von fast 4,5 Millionen zu rechnen. Dabei sind die so genannten »verdeckt« Arbeitslosen nicht einmal mitgerechnet. Eine ausgeprägte Wachstumsschwäche und eine unbefriedigende Entwicklung auf dem Arbeitsmarkt charakterisieren die Hauptprobleme der deutschen Volkswirtschaft.

Besorgnis erregend ist auch die Lage der öffentlichen Haushalte. Die gesamtstaatliche Defizitquote lag im Jahre 2002 bei etwas über 3,6 Prozent. Sie überschritt damit die im EG-Vertrag und im Europäischen Stabilitäts- und Wachstumspakt fixierte Obergrenze von 3,0 Prozent erheblich. Im laufenden Jahr dürfte die Defizitquote sogar bei rund vier Prozent liegen. Wenn die durch das Vorziehen der dritten Stufe der Steuerreform resultierenden Steuerausfälle, wie gegenwärtig vorgesehen, durch eine höhere staatliche Neuverschuldung ausgeglichen werden, wird auch im nächsten Jahr die Defizitquote über drei Prozent liegen. An einer entschlossenen Haushaltskonsolidierung führt deshalb in den nächsten Jahren kein Weg vorbei.

### Gründe für die Misere

Wenn ein Arzt einen Patienten kurieren will, muss er über die Ursachen der Krankheit informiert sein. Ganz ähnlich muss auch der Wirtschaftspolitiker die Ursachen der Wachstumsschwäche und der hohen Arbeitslosigkeit kennen, wenn er wirksame Reformmaßnahmen ergreifen will. Für den nun schon länger anhaltenden Schwächeanfall des »Wirtschaftspatienten Deutschland« lassen sich im Wesentlichen drei Ursachenkomplexe ausmachen.

Die wichtigste Ursache liegt in den Folgewirkungen der deutschen Vereinigung. Die deutsche Vereinigung war sicherlich ein historischer Glücksfall, aber die wirtschaftlichen Folgen wirken bis heute nach. Dazu gehören die desolante Lage der Bauwirtschaft in Ostdeutschland, aber auch der vereinigungsbedingte Anstieg der Abgabenquote sowie der Anstieg der Schuldenstandsquote. Ein weiterer Grund für die deutsche Wachstumsschwäche und die schwache Beschäftigungsentwicklung sind die Rigiditäten auf den deutschen Arbeitsmärkten und in der Lohnentwicklung. Eine dritte Ursache für das Zurückbleiben der Zuwachsrates des realen Bruttoinlandsprodukts hinter dem europäischen Durchschnitt hängt mit der gemeinsamen europäischen Währung zusammen. Denn die Europäische Währungsunion hat den anderen Ländern des Euro-Raums einen relativen Zinsvorteil verschafft, der dort die öffentlichen Haushalte entlastet und in den Partnerländern zu einer Belebung der Investitionstätigkeit und des Wachstums geführt hat.



Die ökonomischen Folgen der deutschen Vereinigung und der Europäischen Währungsunion werden auch in den nächsten Jahren noch wirksam bleiben. Deshalb wird Deutschland auch so schnell nicht wieder zur europäischen Wachstumslokomotive werden. Umso wichtiger ist es dann aber, dass in den Bereichen, in denen nationaler Handlungsspielraum besteht, entschlossen gehandelt wird.

### Was jetzt zu tun ist

Der »Sachverständigenrat« hat in seinem diesjährigen Gutachten »Zwanzig Punkte für Beschäftigung und Wachstum« ein grundlegendes Reformprogramm für die deutsche Wirtschaft entwickelt. Am wichtigsten sind Reformen auf dem Arbeitsmarkt. Erforderlich sind neben der beabsichtigten Zusammenlegung von Arbeitslosen- und Sozialhilfe insbesondere eine Neugestaltung der Sozialhilfe für arbeitsfähige Sozialhilfeempfänger sowie die Schaffung eines Niedriglohnsektors, verbunden mit Lohnsubventionen. Es ist besser, Beschäftigung im Niedriglohnbereich zu subventionieren, als Sozialhilfe zu zahlen, die von Arbeitssuche und Arbeitsaufnahme abhält. Außerdem müssen die Tarifvertragsparteien und der Gesetzgeber für mehr Flexibilität auf den Arbeitsmärkten sorgen.

Unausweichlich sind auch grundlegende Reformen der Sozialversicherungen. Wenn sich die Beschäftigungssituation verbessern soll, müssen die Sozialbeiträge sinken, die wie eine Steuer auf den Faktor Arbeit wirken. Das geht natürlich nur bei Einschnitten auf der Leistungsseite. Bei der Altersvorsorge muss die kapitalgedeckte Säule ausgebaut werden. Auch führt langfristig kein Weg daran vorbei, das gesetzliche Renteneintrittsalter heraufzusetzen. Außerdem ist es richtig, die Bezugsdauer des Arbeitslosengeldes auf zwölf Monate zu begrenzen. Das erhöht den Anreiz, eine Arbeit anzunehmen, und entlastet die Arbeitslosenversicherung.

Am dringlichsten sind fundamentale und mutige Reformen im Gesundheitssystem. Notwendig ist vor allem mehr Wettbewerb, sowohl in der gesetzlichen als auch in der privaten Krankenversicherung. Die im Juli diesen Jahres im parteiübergreifenden Gesundheitskompromiss beschlossenen Maßnahmen ermöglichen eine mäßige Senkung der Beitragssätze zur gesetzlichen Krankenversicherung, aber sie stellen definitiv keine Antwort auf die langfristigen, demografiebedingten Probleme des Gesundheitssystems dar. Dazu sind grundlegendere Reformen, vor allem auch auf der Finanzierungsseite erforderlich. Diese Diskussion, die unter den Stichworten »Bürgerversicherung« versus »Kopfpauschalen« geführt wird, ist gerade erst in Gang gekommen. Reformen der Sozialversicherungen sind politisch sicherlich schwierig durchzusetzen. Aber eine Verringerung der Sozialversicherungsbeiträge um einen Prozentpunkt führt zu rund 100 000 zusätzlichen Arbeitsplätzen.

Schließlich sollten die öffentlichen Haushalte auf das Wachstums- und Beschäftigungsziel ausgerichtet werden. Dazu muss längerfristig die Staatsquote zurückgeführt werden, von gegenwärtig fast 50 auf zukünftig etwa 40 Prozent. Notwendig ist mehr Raum für private Dynamik bei den unternehmerischen Investitionsentscheidungen und bei den Entscheidungen der privaten Haushalte. Deutschland ist – entgegen anders lautenden Behauptungen – immer noch ein Hochsteuerland. Deshalb müssen über die dritte Stufe der Steuerreform hinaus nicht nur die Steuerbelastungen auf die Faktoren Arbeit und Kapital weiter gesenkt werden, erforderlich ist auch eine Reform, die die Verwerfungen an der Schnittstelle von Einkommens- und Unternehmensbesteuerung reduziert. Wichtig ist schließlich, dass am Europäischen Stabilitäts- und Wachstumspakt festgehalten wird. Der Stabilitätspakt ist ein zentrales Instrument zur Sicherung der Stabilität des Euro und der Nachhaltigkeit der öffentlichen Finanzen. Er darf nicht aufgeweicht werden.

Ein letzter Punkt: Ein wirksames Programm für mehr Beschäftigung und mehr Wachstum umzusetzen, erfordert nicht nur politische Kraft, sondern auch effiziente Entscheidungsstrukturen. Die praktische Ausgestaltung des Föderalismus in Deutschland hat sich allerdings wiederholt als ein Hindernis für mögliche Reformen erwiesen. Die Zuständigkeiten und Verantwortlichkeiten der einzelnen Gebietskörperschaften sind neu zu ordnen und zu trennen. Dann kann auch die Zahl der zustimmungspflichtigen Gesetze im Bundesrat drastisch verringert werden. Der kooperative Föderalismus ist durch einen Wettbewerbsföderalismus zu ersetzen. Diese großen und schwierigen Aufgaben müssen angepackt werden, wenn Deutschland wieder in der ersten Liga der Wirtschaftsnationen mitspielen will.

---

## Dicke Bretter bohren für die Politik

VON ALEXANDER VON GERSDORFF

**40 Jahre »Sachverständigenrat« – Politikberatung durch die »Wirtschaftsweisen« ist zur Institution geworden. Sie werden gehört und respektiert, aber mit der Umsetzung ihrer Vorschläge hat es die Politik in der Regel nicht sehr eilig. Ein Dilemma, das sich ständig wiederholt. Brauchen wir also die »Wirtschaftsweisen«?**



Alexander von Gersdorff, Jahrgang 1965, studierte Volkswirtschaftslehre in Heidelberg und Bonn und ist Wirtschaftsredakteur der Tageszeitung DIE WELT in Berlin.

Als »Bohren dicker Bretter« hat Horst Siebert einmal die Arbeit des »Sachverständigenrats« bezeichnet. Damals noch Präsident des Weltwirtschaftsinstituts in Kiel und Mitglied des Gremiums, spielte Siebert auf die lange Zeitspanne an, in der die wirtschaftspolitischen Erkenntnisse in tatsächliche Entscheidungen der Bundesregierung Eingang finden. Zwanzig Jahre lagen mitunter zwischen den ersten Ratschlägen zu mehr Effizienz am Arbeitsmarkt oder mehr Eigenverantwortung der Bürger bei Rente und Gesundheit bis zur ersten zaghaften Umsetzung. Es sind wirklich sehr dicke Bretter, die das Gremium der »fünf Wirtschaftsweisen« bohren muss.

Dieser Tage wird der »Sachverständigenrat zur Begutachtung der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung« 40 Jahre alt. Die Feier mit der großen Politik war auf Mai vorgezogen worden, weil der Geburtstag, der 14. August, in die Urlaubszeit fällt. Ins Leben gerufen hatte den Rat der damalige Wirtschaftsminister Ludwig Erhard, aber erst nach zwei vergeblichen Anläufen. Kanzler Adenauer war nicht der Meinung, dass er eine unabhängige Wirtschaftspolitik-Beratung brauche, Erhard schon, denn er wusste um die Gefahr, um schneller Wahlerfolge willen wider besseres Wissen das wirtschaftspolitisch Falsche zu beschließen. Ein Sachverständigenrat erschien ihm angesichts vieler politischer Entscheidungen nach Stimmungslage als Fels in der Brandung.

Seit Sommer 1963 also werden die fünf Wirtschaftsprofessoren auf fünf Jahre mit Verlängerungsoption von der Bundesregierung bestimmt und vom Bundespräsidenten ernannt. Aktuell sind es Wolfgang Franz (Mannheim), Jürgen Kromphardt (TU Berlin), Bert Rürup (TH Darmstadt), Axel A. Weber (Köln) und Wolfgang Wiegand (Regensburg). Weil in der Konsens-Republik Deutschland alles paritätisch sein muss, schlagen Arbeitgeber und Gewerkschaften der Regierung je ein Rats-Mitglied vor. Zum historischen Kuriosum hat es Wolfgang Franz gebracht, der erst von den Gewerkschaften in den Rat befördert wurde und heute, nach drastischer Meinungsänderung, für die Arbeitgeber dort sitzt.

## Machtlos gegen Megatrends?

Die Frage aber, wer Recht hat, Erhard oder Adenauer, ist aktuell geblieben. So lässt sich fragen, was ein Gremium nutzt, bei dem doch jeder ahnt, was im nächsten Gutachten an Empfehlungen herauskommt. Und was hilft ein Rat, der gegen gesellschaftliche Megatrends wie den Weg in den Umverteilungsstaat, der gegen alle Privilegien für Autofahrer, Häuslebauer oder Stahlarbeiter auf Kosten der Allgemeinheit doch nichts ausrichten konnte?



Nicht selten leistet der »Sachverständigenrat« echte Sisyphos-Arbeit.

Quelle: Halsamphora des Bucci-Malers, Staatliche Antikensammlung München, 530/525 v.Chr.

Nur wenige Bürger dürften die »Weisen« und ihr Herbstgutachten im November überhaupt von den sechs großen Forschungsinstituten (Berlin, Essen, Halle, Hamburg, Kiel und München) mit ihrem Frühjahrsgutachten im Mai zu unterscheiden wissen. Dem Nachrichten-Flaggschiff »Tagesschau« jedenfalls ist die Vorstellung des Herbstgutachtens nur einige Sekunden wert. Die Tageszeitungen mögen ihm einen Aufmacher im Wirtschaftsteil gönnen, doch die Quote derer, die den trockenen Text wirklich bis zu Ende lesen, dürfte gering sein.

## Folgenloses Ritual

Schon die Übergabe des Jahresgutachtens selbst ist wenig erbaulich. Sie folgt stets derselben Choreographie: Der jeweilige Bundeskanzler tritt an zum Händeschütteln und Gruppenfoto mit den »fünf Weisen«, dann sucht er das für seine Arbeit Bestätigende heraus, während die Opposition regelmäßig vom »Dokument des Scheiterns für die Regierung« spricht. Anschließend gehen alle Beteiligten zur Tagesordnung über.

Das Problem des Sachverständigenrats ist nicht, dass er nicht gehört würde oder seinen Vorschlägen eine Welle der Empörung entgegenschwappte. Die Sache liegt genau umgekehrt. Der Rat wird gehört, und praktisch alle sind seiner Meinung: Wir brauchen mehr Effizienz am Arbeitsmarkt, mehr Eigenverantwortung in der Altersvorsorge, mehr Wettbewerb im Gesundheitswesen. Wir brauchen weniger Subventionen, niedrigere Steuern und Sozialabgaben sowie einen Abbau der Bürokratie. Wer wollte da widersprechen? Aber die Lücke zwischen

theoretisch Machbarem und praktischer Politik bleibt enorm, trotz Sachverständigenrat. Als ob Adenauer das geahnt hätte

Der »Sachverständigenrat« weiß sehr wohl um seinen begrenzten Einfluss. Horst Siebert charakterisierte das einmal so: Man opfere ein Vierteljahr, rolle im November wie Sisyphos einen Stein nach oben, der dann im Laufe des Jahres wieder herunterrolle. Will heißen: Nach breiter Zustimmung zu den Vorschlägen kehren die politisch Verantwortlichen schnell zu derjenigen Politik zurück, die die meisten Wählerstimmen verspricht. Immerhin, der Rat ist lernfähig. Im jüngsten Gutachten vom 13. November 2002 fasste er seine Vorschläge öffentlichkeitswirksam in »20 Punkten für Beschäftigung und Wachstum« zusammen. Mehr als je zuvor wurde bei den Vorschlägen auf politische Umsetzbarkeit geachtet.

Ohne die »Wirtschaftsweisen« würde der Republik etwas fehlen; die Wirtschaftspolitik stünde ohne Messlatte da, fiele das November-Ritual des Herbstgutachtens nur einmal aus. Dennoch wird der »Sachverständigenrat« der Realität wohl stets ein bis zwei Jahrzehnte vorausseilen. Sieberts Nachfolger werden also weiter dicke Bretter bohren dürfen.

Der Sachverständigenrat wurde durch Gesetz im Jahre 1963 eingerichtet. Er untersucht, wie im Rahmen der marktwirtschaftlichen Ordnung gleichzeitig Stabilität des Preisniveaus, hoher Beschäftigungsstand und außenwirtschaftliches Gleichgewicht bei stetigem und angemessenem Wachstum gewährleistet werden können. Die fünf Ratsmitglieder werden für jeweils fünf Jahre vom Bundespräsidenten auf Vorschlag der Bundesregierung berufen. In Tübingen haben bereits drei spätere »Wirtschaftsweisen« gelehrt: der jetzige Vorsitzende Wolfgang Wiegand und die früheren Mitglieder Norbert Kloten und Dieter Pohmer.

Der Sachverständigenrat im Internet:

[www.sachverstaendigenrat-wirtschaft.de](http://www.sachverstaendigenrat-wirtschaft.de)

Dort findet sich auch das Jahresgutachten 2002/03 mit den »Zwanzig Punkten für Beschäftigung und Wachstum«.

---

## Was Politiker von Expertenkommissionen halten

**Wie stehen Politiker zur Politikberatung? Die *attempto!*-Redaktion bat Herta Däubler-Gmelin, Friedhelm Replik und Boris Palmer um ein Statement zu den Fragen: Welche Rolle spielt für Sie der Rat wissenschaftlicher Experten? Wie schätzen Sie die Umsetzbarkeit von Empfehlungen wissenschaftlicher Expertenkommissionen ein?**



Herta Däubler-Gmelin ist seit 1972 für die SPD im Deutschen Bundestag. Von 1998 bis 2002 war sie Bundesministerin der Justiz. Sie lehrt am Institut für Politische Wissenschaft der FU Berlin.

### Eine wirksame wissenschaftliche Politikberatung organisieren

Ich bin davon überzeugt, dass gute Politik die Erkenntnisse von Wissenschaft und Experten einbeziehen muss. Das habe ich in meiner Tätigkeit in Bundestag und Bundesregierung auch immer so gehalten. Allerdings sehe ich, dass gute Politikberatung durch Wissenschaftler künftig mehr und anderes leisten muss, als heute vielfach üblich.

Am Anfang meiner Arbeit im Bundestag hat mich der unkritische Umgang mit Experten und Wissenschaft sehr verblüfft: Zwar wurden Professoren und Experten nur ausnahmsweise um Rat gefragt; dann aber wurde ihren Feststellungen und ihrer Unabhängigkeit eine Bedeutung zuerkannt, die vom Inhalt her häufig nicht geboten war.

In den letzten Jahren hat sich das radikal geändert. Heute haben wir nicht nur eine Inflationierung der Expertengremien, der wissenschaftlichen Gutachten und Stellungnahmen, sondern damit einhergehend zugleich die Kommerzialisierung dieser wissenschaftlichen Politikberatung: Regierungen in Bund und Ländern, Parlamente und Parteien setzen immer mehr wissenschaftliche Beiräte und Expertengremien zu ihrer Beratung ein; andererseits aber führen auch die finanzkräftigen Lobby-Gruppen, Wirtschaftsverbände und Institutionen längst >ihre< Wissenschaftler, Experten und Gutachten ins Feld. Das führt nicht allein zu einer wachsenden Zahl der Experten und Gutachten mit ganz unterschiedlichen Ergebnissen, die folgerichtig durch konkurrierende Gruppierungen hart kritisiert werden. Vielmehr konzentriert sich diese >kommerzielle< wissenschaftliche Politikberatung auf die Anliegen finanzkräftiger Gruppen, während wichtigste gesamtgesellschaftliche Anliegen oder Teilinteressen vernachlässigt werden, für die nicht so leicht Gelder zu mobilisieren sind.

Das alles führt zu einer Schieflage in der öffentlichen Diskussion und belastet zugleich die notwendige Beratung von Politik durch Wissenschaft; es erleichtert die selektive Nutzung wissenschaftlicher Erkenntnisse durch die jeweils entscheidenden Politiker und verstärkt so den Frust bei ernsthaften Politikern und seriösen Wissenschaftlern, während die Öffentlichkeit den Eindruck erhält, Experten und Wissenschaftler dienen der Politik sowieso nur als Alibi.

All das kann sich eine moderne und gute Politik nicht leisten. Deshalb muss sie in Zusammenarbeit mit der Wissenschaft eine wirksame wissenschaftliche Politikberatung organisieren, die Nachteile von Inflationierung und Kommerzialisierung ausgleicht und Themenbereiche und wissenschaftliche Erkenntnisse verständlich aufarbeitet. Sie muss zugleich deren Unterschiede in Vorverständnis, Methoden, Ergebnissen und Auswirkungen deutlich machen. Eine gute und wirksame Politikberatung braucht jedoch auch geeignete Politiker beziehungsweise Politikerinnen, die Wissenschaft und Politik zusammenbringen und wissenschaftliche Erkenntnisse in politische Entscheidungen einbeziehen wollen. Sie müssen – und das zu sichern ist Aufgabe von Parteien und Wählern – wissenschaftliche Politikberatung verstehen und beurteilen können. Das wird eigene wissenschaftliche Examina nicht zwingend voraussetzen, Intelligenz und nachhaltige eigene Erfahrungen in wesentlichen Lebensbereichen, wie Beruf oder Familie, jedoch schon.

HERTA DÄUBLER-GMELIN



Friedhelm Repnik, CDU, ist Tübinger Landtagsabgeordneter und seit 1998 Sozialminister des Landes Baden-Württemberg. Er promovierte in Tübingen im Fach Pharmazie.

### Die Politik kommt nicht ohne den Sachverstand von Experten aus

Die Beratung der Politik durch die unterschiedlichsten wissenschaftlichen Fachdisziplinen ist keine Erfindung der Neuzeit, sondern hat eine sehr lange Tradition. Von wissenschaftlicher Beratung profitiert sowohl die Politik, die in vielen Spezialfragen, aber auch bei der Betrachtung komplexer Gesamtzusammenhänge auf den Sachverstand von Experten angewiesen ist, als auch die Wissenschaft. In der Politikberatung treffen Theorie und Praxis aufeinander. So wichtig die Freiheit und Unabhängigkeit der Wissenschaft ist, so unerlässlich ist es, die Verbindung zur politischen Ebene und darüber zu gesellschaftlichen Bedingungen und aktuellen Entwicklungen zu halten.

Angesichts der in vielen Bereichen komplexer werdenden Problemstellungen, immer enger werdender Verflechtungen der unterschiedlichsten Politikfelder und zunehmender Internationalisierung in immer mehr Lebensbereichen wächst in der Politik der Stellenwert von Expertenwissen. Die Bürgerinnen und Bürger erwarten zu Recht, dass die Politik ihre Entscheidungen nicht aus dem hohlen Bauch heraus trifft, sondern sich auf die objektiven Fakten und Zusammenhänge und – wo nötig – den wissenschaftlich fundierten Sachverstand stützt. Aus

Sicht des Bürgers dürfte dies eine schiere Selbstverständlichkeit sein.

Allerdings – und das zeigen die jüngsten Beispiele eindrucksvoll – wäre es ein Irrglaube, die Einbindung von Sachverständigen und Experten entbinde die Politik davon, Entscheidungen zu treffen. Die Verantwortung für politisches Handeln ist und bleibt bei den Politikern – schon deshalb, weil sie vom Wähler dafür den Auftrag erhalten haben. Also muss Schluss sein damit, durch Aktionismus politische Handlungsfähigkeit vorzutauschen, indem Expertengruppen damit beauftragt werden, die Geschäfte anderer zu erledigen. Vor allem schwierige und unangenehme Entscheidungen werden dadurch letztlich unnötig auf die lange Bank geschoben.

Expertenwissen ist dann besonders von Wert, wenn es in der gebotenen Sachlichkeit und Neutralität möglichst unbeeinflusst von äußeren Faktoren und Stimmungen aufbereitet wird. Dazu ist es notwendig, dass sich Kommissionen und ihre Mitglieder ihrer Rolle als Berater bewusst werden. Sie sind weder berufen, Politik zu machen, noch sollten sie – was zugegeben, in unserem Medienzeitalter nicht immer leicht fällt – der Versuchung öffentlicher Profilierung erliegen. Dies wäre übrigens auch die beste Vorbeugung, unversehens instrumentalisiert zu werden.

Die Konsensgespräche zur Gesundheitsreform im Juli, an denen ich selbst teilgenommen habe, sind dafür ein positives Beispiel. So wurden einerseits zu den Beratungen zahlreiche wissenschaftliche Studien und Erhebungen wie auch die Empfehlungen verschiedener Expertengremien herangezogen. Andererseits haben die Teilnehmer der Gesprächsrunden trotz eines erheblichen öffentlichen Interesses und eines enormen Drucks der Medien bis zum Ende die selbst auferlegte Verpflichtung zur Verschwiegenheit eingehalten. So war es möglich, im Konsens ein umfassendes Eckpunktepapier auf den Weg zu bringen.

Zusammenfassend lässt sich festhalten: Eine auch für die Zukunft tragfähige und nachhaltige Politikgestaltung kommt nicht ohne den Sachverstand von Experten aus. Der Stellenwert wissenschaftlicher Politikberatung wird weiter zunehmen. Zur Vorbereitung von Entscheidungen ist aber nicht nur eine ausgewogene Bewertung der auch in der Wissenschaft durchaus anzutreffenden unterschiedlichen Meinungen notwendig. Ein entscheidender Erfolgsfaktor in der Politikberatung ist darüber hinaus, dass in den Entscheidungsprozessen alle Beteiligten ihrer jeweils unterschiedlichen Rollenzuweisung gerecht werden.

FRIEDHELM REPNIK



Boris Palmer hat in Tübingen Mathematik und Geschichte studiert, seit 2001 ist er für die Grünen Abgeordneter im Landtag von Baden-Württemberg. Er ist Mitglied im Ausschuss für Umwelt und Verkehr.

**Wissenschaft darf sich nicht zur Dienerin der Politik machen**

Über zehn Jahre galt sie als eine weltweit geachtete Institution der Politikberatung: die baden-

württembergische Akademie für Technikfolgenabschätzung. Sie hat technische Entwicklungen und Veränderungen mit ihren gesellschaftlichen Risiken und Chancen für die Öffentlichkeit und die Politik verstehbar und diskutierbar gemacht. Die Landesregierung hat Ende letzten Jahres gezeigt, was sie von dieser Politikberatung hält: Die Akademie für Technikfolgenabschätzung wurde aufgelöst. Dennoch boomt Politikberatung geradezu. Über 1000 Gremien soll es in Deutschland geben: Beiräte, Sachverständigengremien, Ethik- und Expertenkommissionen.

Was ist das für eine »Räterepublik«? Da dient wissenschaftliche Expertise häufig der vorbereitenden oder nachträglichen Legitimation politischer Entscheidungen. Dementsprechend werden »passende« Kommissionen und Einrichtungen geschaffen und auch wieder aufgelöst. Die Wissenschaft macht sich zur Dienerin der Politik. In anderen Fällen soll sie Politik ersetzen. Weil die zuständigen politischen Gremien nicht entscheiden können, wird eine Kommission einberufen, und deren Votum soll dann »eins zu eins« umgesetzt werden.

Pikant ist jeweils der Umgang mit der medialen Öffentlichkeit. Da sollen einerseits in Kommissionen Entscheidungen zur Vermeidung öffentlicher Diskussionen »wasserdicht« gemacht werden, andererseits wenden sich die Experten aus ihren Kommissionen, teilweise vielstimmig, an die Öffentlichkeit. Abendlich finden sich dann die üblichen Verdächtigen unter Politikern und Wissenschaftlern in den Talk-Shows wieder.

An der Notwendigkeit einer Beratung der Politik durch die Wissenschaft besteht jedoch in der komplexen Wissensgesellschaft kein Zweifel. Umso mehr, als viele Fragen, denen sich die Politik stellen muss, vom wissenschaftlichen Fortschritt aufgeworfen worden sind. Man denke nur an die Aufgabe der Politik, ein Konzept zur Endlagerung radioaktiven Mülls zu finden und durchzusetzen. Oder das Beispiel der Genomforschung. Hier sind politische Entscheidungen ohne den Diskurs mit Wissenschaftlern verschiedener Disziplinen gar nicht denkbar.

Wir müssen daher eine Kultur der Politikberatung entwickeln. Dazu gehört, dass wir uns die unterschiedlichen Diskussionsweisen bewusst machen. Wissenschaft betrachtet Probleme in ihrer Komplexität, ihre Aufgabe heißt Differenzierung. Politik besteht in der Reduzierung von Komplexität, sie vereinfacht, denn ihre Aufgabe ist es zu entscheiden, und damit reduziert sich jede Frage auf ein einfaches Ja oder Nein.

Die der Wissensgesellschaft nahe liegende Gefahr der wechselseitigen Instrumentalisierung von Politik und Wissenschaft muss mehr als bisher thematisiert werden. Deshalb brauchen wir den Freiraum von Wissenschaft und ihre Abschottung gegenüber der direkten Einflussnahme durch die Politik. Und die Frage – »wer entscheidet, wer gefragt wird?« – darf nicht allein nach tagespolitischer Opportunität entschieden werden. Dazu zwei Vorschläge, die gegenwärtig in meiner Fraktion diskutiert werden: die Zusammenstellung von Kommissionen durch renommierte Wissenschaftsorganisationen und regelmäßige Berichte zu wichtigen Fragen, etwa zur Technikfolgenabschätzung oder zur Nachhaltigkeit, an den Landtag. Wir wünschen uns mehr Einmischung der Wissenschaft in die öffentlichen Angelegenheiten.

BORIS PALMER

---

## Zwischen Expertenheerrschaft und Minensuche

Der Politik wichtige Entscheidungsgrundlagen zu liefern, ist nur die eine Seite. Auf der anderen Seite stehen zahllose Sitzungen, ein umfangreiches Unterlagenstudium und der Kampf gegen einen allgegenwärtigen Lobbyismus. Der Tübinger Politikwissenschaftler und Rürup-Kommissionsmitglied Josef Schmid berichtet über seine Erfahrungen als ehrenamtlicher Politikberater.

VON JOSEF SCHMID



Josef Schmid ist Professor für Politikwissenschaft an der Universität Tübingen und Mitglied der »Rürup-Kommission«.

Zu Ämtern kommt man – so ist des Öfteren zu hören – wie die Jungfrau zum Kinde. Ganz so war es bei meiner Berufung in die »Kommission für die Nachhaltigkeit in der Finanzierung der Sozialen Sicherungssysteme« – kurz: »Rürup-Kommission« – nicht. Denn ich hatte einerseits als Wissenschaftler schon einige Erfahrungen in der Politikberatung gesammelt und verfüge über einschlägige fachliche Kompetenzen als vergleichender Wohlfahrtsstaatsforscher, andererseits hatte das Ministerium bereits vorher angefragt. Freilich bedeutet dies auf dem glatten Parkett der Politik nicht allzu viel und daher war ich – persönlich wie als Vertreter meines Fachs – angenehm überrascht, als meine Mitarbeiterinnen vormittags anriefen und mich über die Berufung unterrichteten. Das offizielle Fax aus dem Ministerium kam erst am Abend. Ebenso überraschend war das schnell einsetzende Interesse der Öffentlichkeit – von den Medien über die (vor allem nichtwissenschaftlichen) Mitglieder des Instituts bis zu den so genannten »einfachen« Bürgern.

### Ein reines Ehrenamt

Was bedeutet es nun, Mitglied einer solchen Kommission zu sein? In erster Linie Vorbereitung und Teilnahme an rund zwei Dutzend Sitzungen in Berlin. Das entspricht etwa einer Arbeitsbelastung von ein bis zwei Tagen pro Woche, denn die über 200 Unterlagen, die bislang produziert worden sind, müssen ja schließlich gelesen werden. Hinzu kommen eine Vielzahl von Materialien diverser Verbände aus der Grauzone zwischen Information und Interessenvertretung. Der Lobbyismus lebt und ganz besonders im Gesundheitswesen – so lässt sich die eingehende Post interpretieren. Nur am Rande vermerkt: Aus dem fernen Tübingen kommt man leider nicht in den Genuss der positiven Seiten dieses Phänomens: Die Teilnahme an den mehrfach angebotenen Empfängen und Essen dieser Verbände ist unmöglich. Da bleibt nur die amtliche Verpflegung an Sitzungstagen – etwas über dem Tübinger Mensa-Niveau.

Ansonsten ist die Tätigkeit in der Kommission rein privat und ehrenamtlich: keine Deputatsreduktion, keine Aufwandsentschädigung oder Ähnliches – nur die Erstattung von Reisekosten (abzüglich der erhaltenen Verpflegung natürlich). Der Kontext von Politikberatung ist in diesem Falle stark bürokratisch geprägt – vom mehrfach behaupteten »Regieren durch Kommissionen« ist bislang eher wenig sichtbar geworden.

Angesichts der Brisanz der zu behandelnden Themen und der Zusammensetzung der Kommission ist es nicht verwunderlich, dass die Sitzungen nicht immer in einvernehmlichen Beschlüssen geendet haben und gelegentlich kontrovers diskutiert wurde. Doch ganz so wild, wie in manchen Zeitungen behauptet – von »Gebrüll« war zum Beispiel die Rede –, ging es dabei aber in Wirklichkeit nicht zu. Insgesamt gesehen hat der interdisziplinäre Diskurs zwischen Wirtschaftswissenschaftlern und Politikern sogar recht gut funktioniert.

### »Speaking truth to power«

Problematischer – vor allem für die Außenwahrnehmung der Kommission – war der Umstand, dass einige Mitglieder ihre Positionen frühzeitig öffentlich machten. Freilich hat die Politik, die es ja zu beraten gilt, sich ebenfalls nicht auf die Rolle eines interessierten Zuhörers beschränkt, sondern ihrerseits sozialpolitische Debatten entfacht, die den Auftrag der Kommission berührten. Zugleich haben sich die Medien wie wild auf die Kommission gestürzt, und nicht selten waren die Hauptstadtbüros einiger Zeitungen ebenso schnell im Bilde wie die Mitglieder. Diesem »friendly fire« fiel mancher Versuch zum Opfer, sich und andere in Ruhe zu beraten.



Karikatur: Buchegger

Die Situation, die Zusammensetzung und die Aufgabenstellung der »Rürup-Kommission« unterscheiden sich damit erheblich von der »Hartz-Kommission«, die als Vergleich aus der Arbeitsmarktpolitik herangezogen werden kann. Hier war die Zusammensetzung fachlich enger, die Zahl der Teilnehmer kleiner – die »Rürup-Kommission« zählt 26 Mitglieder und noch einmal so viele Beobachter. Zudem war der Auftrag der »Hartz-Kommission« vergleichsweise begrenzt: Reform der stark angeschlagenen Bundesanstalt für Arbeit und nicht – wenn man es analog betrachten würde – die gesamte Wirtschafts- und Beschäftigungspolitik. Oder umgekehrt: Die sozialen Sicherungssysteme tangieren alle Menschen und Wähler, während von Arbeitslosigkeit nur ein kleinerer Teil betroffen ist, der zudem – im Unterschied zu den mächtigen Interessen im Gesundheits- und Rentenwesen – kaum organisiert ist. Insofern überrascht es nicht, dass die Karriere beider Kommissionen sehr unterschiedlich verlief.

Wie funktioniert eigentlich eine Kommission à la Rürup? Welche Rolle spielt sie? In erster Linie macht die »Rürup-Kommission« Politikberatung für staatliche Institutionen und nicht für einzelne Politiker. Es geht also nicht darum, als »Souffleur der Mächtigen« zu wirken, sondern eher darum, dem Motto eines amerikanischen Politikologen zu folgen: »Speaking truth to power«. Aber damit ist es nicht immer so einfach. Sicherlich lassen sich wichtige Analysen des Ist-Zustandes und seiner Erklärung rein wissenschaftlich bearbeiten und in etablierte Erklärungsmodelle einfügen. Aber Politik hat in hohem Maße mit Soll-Zuständen zu tun, mit der Realisierung

normativer Präferenzen. Zudem gibt es in vielen wichtigen Feldern weder ausreichende empirische Daten noch gesicherte theoretische Grundlagen. Leicht wird hier aus der »fundierte Schätzung« Spekulation oder politische Meinung. Letztere zu haben ist zweifelsohne geboten – gehört aber nicht mehr in den Bereich der Politikberatung. Hier wird der Wissenschaftler dann zum politisch interessierten und aktiven Bürger!

Teilweise wird durch die Kommission auch auf die öffentliche Meinung Einfluss genommen. Die Grenze zwischen der Information der Öffentlichkeit – der aufklärenden Darstellung und Erklärung komplexer Sachverhalte – einerseits und andererseits der Funktion, für die Politik als Minenhund und Überbringer schlechter Nachrichten zu fungieren, verläuft fließend. So hat sich zum Beispiel die Bundesregierung bei der Frage der Veränderung des Renteneintrittsalters ziemlich lange bedeckt gehalten. Erst als die Nachricht kam: »Wir müssen alle länger arbeiten«, schlägt die Rürup-Kommission vor« (so ungefähr ein einflussreiches Massenmedium), und der Protest vergleichsweise verhalten blieb, kam man aus der Deckung. Zugleich wurden im Gesundheitswesen diverse unpopuläre Kürzungsvorschläge der »Rürup-Kommission« zugeordnet, obwohl diese aus dem Gesundheitsministerium und dessen eigenen Politikerberatungszirkeln kamen.

Andererseits – um keinen Pessimismus aufkommen zu lassen – ist durch die Kommission der Aspekt der Nachhaltigkeit beziehungsweise die langfristige Perspektive gegen das in der Politik dominante Moment der »Vordringlichkeit des Befristeten« aufgewertet worden. Vor allem der umfangreiche schriftliche Bericht der »Rürup-Kommission« wird nach fundierten Analysen – des massiven demografischen und ökonomischen Problemdrucks, der Verschiebungen zu Lasten der künftigen Generationen und der Verteilung von Belastungen über Reformvorschläge – wichtige Entscheidungsgrundlagen für die Politik liefern.

---

## Die Handwerker des Parlaments

VON HELMUT SEIDEL

**Sie leisten einen konkreten handwerklichen Beitrag zu den Geschäften des Parlaments und bewegen sich im Alltag zwischen Ideal und Wirklichkeit: Parlamentarische Politikberater gestalten einerseits im Zentrum der Politik Demokratie mit. Auf der anderen Seite müssen sie im Hintergrund – nicht zuletzt mit Hilfe wissenschaftlichen Sachverstands – die Bühne zimmern, auf der sich Abgeordnete am besten profilieren können. Ein Beispiel aus dem baden-württembergischen Landtag.**



Helmut Seidel ist Parlamentsrat im baden-württembergischen Landtag, Stellvertretender Geschäftsführer der SPD-Landtagsfraktion und parlamentarischer Berater für Wissenschaftspolitik. Von 1978 bis 1992 war er in verschiedenen Funktionen im Dezernat für Akademische Angelegenheiten der Universität Tübingen tätig. Nach einem Jahr bei der Züricher Unternehmensberatung Hayek Engineering im Auftrag des Wissenschaftsministeriums wechselte er 1994 in das Landesparlament.  
Foto: Jan Seidel

Wer Disziplinen studiert, denen als letztes Ziel inne ist, geeignete gesellschaftliche Verhältnisse zur Erzeugung individuellen und kollektiven Glücks zu erfinden und zu erschaffen, dem mag der Beruf des parlamentarischen Beraters ideal erscheinen. In der Tat geht es um eine Tätigkeit im Kern des politischen Prozesses, unmittelbar in der Nähe der gewählten Volksvertreterinnen und -vertreter, mit einbezogen in die parlamentarischen Beratungen und Entscheidungen und doch entlastet von der Notwendigkeit der Mandatssicherung, wie sie Abgeordneten überwiegend auferlegt ist.

Parlamentarische Berater sollten mit den Gegebenheiten ihres Politikfeldes bestens vertraut sein,

ebenso mit seiner historisch-kulturellen Entwicklung, seinen politischen Hauptströmungen und aktuellen Tendenzen, mit seinen Institutionen und rechtlichen Grundlagen und vor allem mit den Menschen, die in ihm wirken. Außerdem sollten sie davon überzeugt sein, dass das Parlament in der Konkurrenzdemokratie wirksame Handlungs- und Wandlungsmöglichkeiten bietet.

Und weil Bewegung zwar prinzipiell gut ist, es im Wettbewerb um die richtige Idee und die richtige Politik auch auf die Richtung (sic!) ankommt, ist auch die ›Verortung‹ im Parteienspektrum von Bedeutung. Denn eine Rolle als Fachfrau und -mann, beschränkt auf die Ablieferung von Fundamenten oder Ornamenten für jeweils wechselnde Standpunkte wäre unrealistisch – und unverträglich mit einer intakten persönlichen Identität.

### Mosaiksteine zur Leistungsbilanz

Im Berufsalltag kümmern sich parlamentarische Berater um die Entstehung von Parlamentsanträgen und wirken in unterschiedlichster Weise und Intensität an Parlamentsreden mit. Sie führen die politikfeldbezogene Korrespondenz der Fraktion oder bereiten sie vor, legen die inhaltliche Grundlage für Pressekonferenzen und formulieren Pressemitteilungen, organisieren die Arbeitskreissitzungen und auch die Ausschusssitzungen, die diesen ›AK-Sitzungen‹ auf Parlamentsebene folgen. Parlamentarische Berater konzipieren und organisieren problembezogene Anhörungen und sorgen dafür, dass deren Ergebnisse in die Parlamentsarbeit eingehen. Sie formulieren Änderungsanträge zu Gesetzesinitiativen bis hin zu Anträgen für den Landeshaushalt, der ja auch Gesetzescharakter hat.

Ferner halten sie den Kontakt zu den gesellschaftlichen Gruppen, deren Zielsetzungen und Arbeit im jeweiligen Politikfeld von Bedeutung sind. Darüber hinaus sind sie beteiligt an der Formulierung der Mittel- und Langfristprojektionen, die Parlamentspolitik verstetigen sollen, indem sie ihr von der Zielsetzung bis zur konkreten politischen Handlung inhaltliche Schlüssigkeit und schließlich auch wählerattraktive Vermittlungsformen geben. Auf diese Weise tragen parlamentarische Berater ihre Mosaiksteine bei zu der Leistungsbilanz, mit der sich die Fraktion als »parlamentarischer Flügel« einer Partei dem Wähler präsentiert.



Ohne fleißige Handwerkerinnen und Handwerker fehlt in der Politik – in jeder Hinsicht – der Durchblick.  
Foto: Grohe

Es geht also um einen konkreten, handwerklichen Beitrag zu den Geschäften des Parlaments, der

aber nicht in einer ameisenhaften Arbeitsperspektive verharren darf. Denn für den kritischen Befund, der heutige Politikbetrieb sei viel mehr Betrieb als Politik, gibt es triftige Gründe. Tatsächlich bewirken die ›Entideologisierung‹ in der Behandlung der politischen Themen, die ausdrücklich angestrebte Versammlung der parlamentsrelevanten Parteien in der »Mitte«, der gegenwärtige, nach Konsens drängende Lösungsdruck bei einer Vielzahl gewichtiger Probleme und die funktionalen Erwartungen der Medien an die Politik unabhängig von Parteien, eine Tendenz zur einigermaßen profitablen oder wenigstens schadlosen Bewältigung des jeweils nächsten Tages.

Daraus entsteht Unübersichtlichkeit. Oft gilt heute nicht mehr, was gestern noch Kerngewissheit des jeweiligen Politikprofils war. Im Parlamentsalltag wird diese Unübersichtlichkeit verstärkt durch andere Einflussgrößen: So gibt es etwa divergierende Handlungserwartungen an Abgeordnete, weil das Wahlkreisinteresse eigentlich ein anderes Entscheidungsverhalten verlangt als das übergeordnete Landesinteresse. Dieser Befund gilt weitgehend unabhängig von Regierungs- oder Oppositionsrollen.

Mit dieser Unübersichtlichkeit sind die Abgeordneten im Alltag am unmittelbarsten konfrontiert, weil sie als Politiker gezwungen sind, für sich und ihre Politik ein wählerwirksames Profil zu entwickeln. Parlamentarische Berater aber, die dem Legitimationsdruck durch Wahlen nicht unterliegen, können sich von diesen Erwartungen distanzieren. Deshalb haben sie die Möglichkeit, in den politischen Aushandlungsprozess die historische Perspektive, die Einbettung in die Programmatik der Partei, Widerspruchsfreiheit zur bisherigen Politik und eine möglichst umfassende und zuverlässige Prognose über die Auswirkungen von politischem Handeln einzubringen.

### Wissenschaft sichert Zustimmung

Welche Rolle spielt die Wissenschaft in der Politikberatung? Seitdem sowohl kirchliche als auch säkulare Instanzen nicht mehr als letzte Autoritäten anerkannt werden, ist die Wissenschaft auch im Landesparlament immer wichtiger geworden. Sie bietet auch der Landespolitik eine über alle Zweifel erhabene Referenzmöglichkeit. Diese Notwendigkeit besteht umso mehr, je unübersichtlicher die Verhältnisse werden und je geringer die Fähigkeit der Politik beurteilt wird, Probleme lösen zu können. Deshalb spielt Wissenschaft eine größere Rolle denn je. Dabei gibt es einen engen Zusammenhang zwischen dem Maß, in dem Politik für die Zustimmung zu ihr auf wissenschaftlichen Sachverstand angewiesen ist, und dem ›Nützlichkeitspotenzial‹, das nachgefragte Experten erwarten lassen. Für jemanden, der Wissenschaft und ihre diskursive, sich selbst und andere immer wieder hinterfragende Methodik kennt, ist die Absolutheit erstaunlich, die wissenschaftlicher Erkenntnis in dem Augenblick zuwächst, wo sie als »die Wissenschaft« zur Begründung, Erklärung oder Bestätigung von Politik herangezogen wird.

Praktische Politik muss unter den Bedingungen der Konkurrenzdemokratie Sachkompetenz, Durchsetzungsfähigkeit und Willensstärke signalisieren. Sie verträgt also keine wissenschaftstypische Relativierung. ›Die Wissenschaft‹ entledigt sich in Fällen, in denen sie sich auf das Terrain der praktischen Politik begibt, gern ihres zum Ballast gewordenen methodischen Pflichtenkanons; oder sie akzeptiert zumindest, dass zitiert wird, was gebraucht wird und unzitiert bleibt, was in Frage stellen könnte. Eine wichtige Aufgabe parlamentarischer Beratung ist es also, wissenschaftliche Expertise im Hinblick auf ihre Gültigkeit, Zuverlässigkeit und Interessensrelevanz zu bewerten.

Was bleibt nun angesichts dieser beruflichen Praxis von der Idealvorstellung, parlamentarische Berater könnten am demokratisch-parlamentarischen Prozess mitwirken? Es bleibt ein hohes Maß an Einflussmöglichkeiten, die ein ebenso hohes Maß an verantwortlichem Umgang mit diesen Möglichkeiten einschließen. Es bleibt auch die Erwartung einer hohen Arbeitsmotivation mit der Notwendigkeit, unter starkem Druck, gegenüber einer Vielzahl von Anforderungen aus der gesamten Themenpalette eines Ministeriums, zuverlässig zu funktionieren. Und schließlich – in der Tat – die täglich erlebbare Gewissheit, am Projekt Weiterentwicklung des demokratischen und sozialen Rechtsstaats aktiv teilzuhaben.

Wessen Persönlichkeitsprofil es aber notwendig macht, den eigenen Namen häufiger in der Presse zu lesen, dem wird diese weitgehende Verwirklichung der Idealvorstellung nicht ausreichen. Denn parlamentarische Berater (und ihre weiblichen Kollegen) müssen bei allem Selbstbewusstsein und -wertgefühl eine dienende Identität entwickeln (oder besser: haben), die es ermöglicht, ohne Zähneknirschen Podeste zusammenzunageln, auf denen andere ihre eigenen Kunststückchen vorführen und manchmal Lieder aus fremder Feder dazu singen. Und letztlich schließt die freie Wahrnehmung des Mandats durch frei gewählte Abgeordnete selbstverständlich auch die Freiheit mit ein, besten und bestens gemeinten Rat auszuschlagen.

## Warum der Ethikrat das Rennen machte

VON ALEXANDRA RESCH

**Bei der Politikberatung zum Thema »Stammzellen« haben zwei Beratungsgremien miteinander konkurriert. Politisch umgesetzt wurden am Ende die Empfehlungen des »Nationalen Ethikrats«. Der Vorschlag der Enquete-Kommission des Bundestags konnte sich nicht durchsetzen. Eine Analyse zur Wirkung und Wirksamkeit erfolgreicher Politikberatung.**



Alexandra Resch hat Biologie und Politikwissenschaft in Tübingen studiert. Nach einer Tätigkeit in der Europäischen Kommission promoviert sie zurzeit in der mikrobiellen Genetik.

Foto: Bühler

Die rasanten Entwicklungen im Bereich der Lebenswissenschaften oder auch der Informationstechnologien stellen die wissenschaftliche Politikberatung vor neue Herausforderungen. Erkenntnisse in diesen Bereichen, die die Lebensumstände von vielen Menschen verändern und deshalb einen großen Einfluss auf die Gestaltung unserer Gesellschaft haben können, erfordern eine inhaltliche Analyse und Folgenabschätzung durch die politischen Entscheidungsträger. Das Problem dabei ist, dass sich die beiden Subsysteme Politik und Wissenschaft oft schon weit voneinander entfernt haben, was direkte Interaktion und Kommunikation erschwert.

### Umsetzbare Vorschläge

Hier setzt Politikberatung an: Sie soll diese Verständigung zwischen Wissenschaft und Politik ermöglichen. Generell erwarten Politiker von der Politikberatung umsetzbare und wirksame Vorschläge. Das kann erreicht werden, wenn das beratende Gremium zu einem Konsens findet, und damit die Unsicherheit minimiert und ein »Expertendilemma« vermieden wird. Darüber hinaus müssen die Vorschläge die rechtlichen Grundlagen berücksichtigen und im politischen System umsetzbar sein (»Anschluss- und Implementationsfähigkeit«). Von Bedeutung ist auch, dass die abgegebenen Empfehlungen verständlich sind und – in jüngster Zeit zunehmend wichtiger – von der Öffentlichkeit akzeptiert werden. Das erhöht die Legitimation der getroffenen Entscheidungen, denn die Wissenschaft genießt in der Bevölkerung großes Vertrauen, kann doch die Logik wissenschaftlicher Beweisführung häufig konkurrierende Wahrheitsansprüche scheinbar auflösen.

Ein aktuelles Beispiel dafür sind die Beratungen zum Themenbereich Stammzellen im vergangenen Jahr. Die Politikberatung hat hier aufgrund der Komplexität des Themas, seiner Neuigkeit und seiner Ferne zum politischen Alltag eine große Rolle bei der Entscheidungsfindung gespielt. Besonders interessant ist die Stammzelldebatte auch, weil hier zwei Beratungsgremien, die Enquete-Kommission (EK) »Recht und Ethik in der modernen Medizin« und der »Nationale Ethikrat«, miteinander konkurriert haben. Im Vergleich lassen sich darum Schlussfolgerungen ziehen, wie erfolgreiche Politikberatung aussehen und wie Gremien zusammengesetzt sein sollten.

Das Parlament hat letztlich eine Entscheidung gefällt, die inhaltlich sehr nahe an die Empfehlung des »Nationalen Ethikrats« herankommt. Diese sah vor, den Import von Stammzellen zu erlauben. Im Unterschied dazu hat sich die EK des Bundestags mehrheitlich strikt gegen einen Import ausgesprochen.

Werden allein die für die Politikberatung relevanten Punkte der Diskussion beleuchtet und lässt man die ethischen, juristischen oder auch naturwissenschaftlichen Aspekte in den Hintergrund treten, so kann man sagen, die Arbeit des »Nationalen Ethikrats« habe eine höhere Wirksamkeit und Umsetzungsfähigkeit bewiesen. Dies ist zum einen inhaltlich, anhand der Empfehlung, aber auch personell in der Zusammensetzung der Gremien festzumachen.

### Strukturelle Schwächen

Beide Gremien haben ihre Beschlüsse mit einer jeweils deutlichen Mehrheit gefasst und bei der Formulierung auf ein hohes Maß an Anschluss- und Implementationsfähigkeit geachtet. Die Vorlage des »Nationalen Ethikrats« war jedoch insgesamt stärker fokussiert und verständlicher als die der EK. Diese Faktoren haben allerdings für die höhere Wirksamkeit nur eine untergeordnete Rolle gespielt, viel stärker fällt die personelle Zusammensetzung der Gremien ins Gewicht. So unterlag nämlich auch diese EK der schon oft untersuchten und dargelegten Tendenz von Enquete-Kommissionen (EKs) zur Selbstreferenz.



Das Parlament als Entscheidungsgremium: Wird Politik eigentlich woanders gemacht?

Foto: Bundespresseamt

EKs werden vom Parlament eingesetzt und sind jeweils zur Hälfte mit Parlamentariern und externen Experten besetzt. Dabei suchen sich die Parlamentarier in der Regel die Mitgliedschaft selber aus. Die Experten werden von den Fraktionen oder auch von den jeweiligen Parlamentariern der EK aufgrund ihrer zumeist bekannten Positionen zu den Problemgegenständen ausgewählt. Dadurch wird oft das vertretene Meinungsspektrum zu einem bestimmten Problemgegenstand sehr stark eingeschränkt. Auch besteht die Gefahr, dass die Experten die Positionen der Parlamentarier reproduzieren.

Formell sind zwar alle Mitglieder gleichberechtigt, jedoch existiert in den EKs ein latentes

Machtgefälle zwischen parlamentarischen und nichtparlamentarischen Mitgliedern, was sich auch darin äußert, dass gegen den Willen der Parlamentarier Entscheidungen innerhalb einer EK nur schwer durchzusetzen sind.

Durch die enge Anbindung an das Parlament ist einerseits ein hohes Maß an Legitimation gewährleistet, andererseits wird dadurch die EK auch zu einem politischen Instrument, das politischen Logiken und Handlungsabläufen folgen muss und damit kein reines Beratungsgremium mehr ist. Die Reputation und die Wirkung von EKs leiden darunter, und auch der Bundestag greift in der Regel nur äußerst selten zur Entscheidungsfindung auf die Ratschläge seiner EKs zurück.

Ein ganz anderes Bild ergibt sich bei der Untersuchung des »Nationalen Ethikrats«. Dieser hat keine direkte Anbindung an das Parlament oder die Regierung. Auch wurde in Gesprächen mit Mitgliedern deutlich, dass die Regierung, die den Ethikrat eingesetzt hat, nicht versuchte, Einfluss auf dessen Entscheidung zu nehmen. Gerade das wurde dem Ethikrat aber in den Medien oft vorgeworfen, die ihn oft als reines »Abnickgremium« bezeichneten.

### Hochkarätige Besetzung

Beim Ethikrat fällt die hochkarätige Besetzung mit renommierten Wissenschaftlern aus verschiedenen Fachbereichen sowie mit Vertretern der beiden großen Kirchen und verschiedener gesellschaftlicher Gruppen auf. Durch diese Besetzung und die hohe Transparenz der Beratungen hatte der Ethikrat vermutlich auch einen großen Einfluss auf die öffentliche Diskussion und Meinungsbildung.

Generell lässt sich sagen, dass sich zum Themenkomplex Stammzellen ein unabhängiges Gremium bewährt hat, das aufgrund seiner Zusammensetzung ein breites Meinungsspektrum vertritt und ein hohes Maß an Professionalität und Reputation aufweist.

Aber auch solche Beratergruppen können Instrumente sein, mit denen bestimmte politische Ziele erreicht werden sollen. Vielleicht lässt sich so die aktuelle Tendenz erklären, unabhängige hochkarätige Gremien wie die »Hartz-« oder »Rürup- Kommission« zur Politikberatung bei brisanten Themenkomplexen einzusetzen. Durch die Reputation der Wissenschaftler und Berater in diesen Gremien erhöht sich das Vertrauen in ihre Empfehlungen und auch die Akzeptanz in der Bevölkerung. Ob sich diese Art der Politikberatung aber im politischen Alltag bewähren kann, bleibt abzuwarten.

---

## »Einseitig beratene Politiker«

Ethische Fragen gehören zu den schwierigsten Gebieten zwischen Wissenschaft und Politik. Der Mediziner und Physiologe Prof. Jürgen Hescheler vom Institut für Neurophysiologie an der Universität zu Köln forscht seit vielen Jahren an embryonalen Stammzellen. Bei seiner Arbeit ist er von den politischen Entscheidungen zur Stammzellforschung abhängig. *attempto!* hat ihn zu dem Verhältnis von Wissenschaft und Politik befragt.



Jürgen Hescheler ist Herzspezialist, Stammzellforscher und Direktor des Instituts für Neurophysiologie der Universität zu Köln. Er hat vom Robert-Koch-Institut in Berlin die offizielle Genehmigung erhalten, humane embryonale Stammzellen zu importieren.

### ***attempto!*: Was erforschen Sie an menschlichen embryonalen Stammzellen?**

Hescheler: Unser Hauptforschungsgebiet ist die Differenzierung von Herzmuskelzellen aus embryonalen Stammzellen, speziell die Möglichkeit, diese Zellen klinisch einzusetzen, das heißt, die embryonalen Herzzellen in geschädigte Herzen zu implantieren. Das könnte etwa bei einem Herzinfarktpatienten das defekte Herzareal regenerieren helfen. Wir hoffen, dass wir diese große Vision in etwa zehn Jahren erreichen können.

### **Ließe sich die Forschung nicht an Tierzellen oder anderen menschlichen Zellkulturen machen?**

Wir haben dieses Verfahren bereits im Mausmodell komplett getestet. Wir konnten zeigen, dass die aus embryonalen Stammzellen gezüchteten und hoch aufgereinigten Herzzellen in der Lage sind, ein Herzinfarktgebiet vollständig zu regenerieren. Im Tierexperiment kam die Herzfunktion auf den Kontrollwert zurück. Jetzt ist genau der richtige Zeitpunkt, den Schritt in Richtung humane Stammzellen zu gehen. Aber hier gibt es schon ein weiteres Problem, das medizinischer und auch politischer Natur ist: die Abstoßung. Denn die Zellen, die wir transplantieren, sind nicht unbedingt mit dem Immunsystem des Patienten kompatibel. In der europäischen Diskussion geht es jetzt darum, große Stammzellbanken mit ungefähr 500 bis 1000 embryonalen Stammzelllinien

höchster Qualität zu erstellen. Dann ließe sich jeweils die richtige Zelllinie für jeden Patienten auswählen.

**In Deutschland dürfen ja keine menschlichen embryonalen Stammzellen hergestellt werden und nach der Stichtagsregelung nur bestimmte Zelllinien importiert werden. Können Sie mit diesen Regelungen arbeiten?**

In der Grundlagenforschung macht das überhaupt keine Probleme. Meine Arbeitsgruppe hat sicherlich für die nächsten Jahre hochinteressante Forschungsmöglichkeiten. Aber wenn wir unsere Ergebnisse in zehn Jahren in klinische Therapien übertragen wollen, müssen bereits heute die entscheidenden Weichen gestellt werden. Hier wäre die Einrichtung einer Stammzellbank sicherlich notwendig. Das therapeutische Klonen, wie es ja bereits in England durchgeführt wird, wäre auch eine Alternative, die aber hier zu Lande nicht erlaubt ist.

**Welche Regelung hätten Sie sich für die menschliche embryonale Stammzellforschung gewünscht?**

Es ist gerade für Deutschland wichtig, dass eine einheitliche europäische Regelung geschaffen wird. Der EU-Forschungskommissar Busquin hat neulich den Vorschlag gemacht, dass bis zu einem bestimmten Stichtag nicht Stammzellen, sondern existierende Blastozysten verwendet werden könnten. In einigen europäischen Ländern ist es ja erlaubt, die Eizelle zu befruchten und bis zum Blastozystenstadium heranreifen zu lassen. Bei der In-vitro-Fertilisation entstehen so zum Beispiel in Holland viel mehr Blastozysten als benötigt werden. So würde man die Voraussetzung schaffen, um qualitativ hochwertige Stammzellbanken anzulegen.

**Stellt sich das Problem neuer Stammzelllinien alle paar Jahre wieder neu?**

Nein, wir arbeiten mit einer optimalen Mausstammzelllinie, die etwa 20 Jahre alt ist. Wir haben keine Qualitätsprobleme. Mit einer guten humanen embryonalen Stammzelllinie könnte man sicherlich auch über einen sehr langen Zeitraum arbeiten.

**Wie stark hängt der wissenschaftliche Standort Deutschland von politischen Entscheidungen ab?**

Die Zukunft der medizinischen Biotechnologie und die Förderung der Stammzellforschung hängen natürlich essenziell von politischen Entscheidungen ab. Sicherlich kann niemand vorhersagen, ob unsere Visionen sich wirklich umsetzen lassen. Aber wenn man eines Tages einer klinischen Anwendung näher kommen wird und Deutschland nicht am Ball bleibt, dann hätte das in der Tat fatale Auswirkungen. Viele Wissenschaftler würden ins Ausland gehen, wo die Forschungsbedingungen besser sind. Es wären auch enorme wirtschaftliche Auswirkungen für unser Gesundheitssystem zu befürchten. Es könnte zu einem Patiententourismus unvorstellbar großen Ausmaßes kommen. Denn es geht um Volkskrankheiten wie Herzinfarkt, Leberzirrhose, Diabetes und Parkinson. Meine Erfahrung als Arzt ist, dass jeder Kranke bereit ist, nahezu alles auf sich zu nehmen, um wieder gesund zu werden.

**Was halten Sie davon, dass politische Entscheidungsfindungen in Kommissionen verlagert werden, wie es ja auch bei den Stammzellen der Fall war?**

Das ist ein gangbarer, aber auch steiniger und zeitintensiver Weg. Ich bin zu vielen Diskussionsveranstaltungen gerade auch von politischen Parteien und Fachverbänden eingeladen worden und habe dort oft erlebt, dass die Politiker und Entscheidungsträger gerade in Fragen zur Stammzellforschung überfordert sind. Wichtige bioethische Fragen sollten daher von Leuten entschieden werden, die sich mit der Sache intensiv beschäftigt haben.

**Würden Sie einen Unterschied machen zwischen dem Nationalen Ethikrat und der Enquete-Kommission des Deutschen Bundestags »Recht und Ethik der modernen Medizin«?**

Da habe ich eine kritische Anmerkung: Wie kommt man zu einer ausgewogenen Einberufung der Mitglieder? Je nachdem, wie die Kommissionen besetzt sind, können sehr leicht verschiedene Meinungsbildungsstrukturen entstehen. Es geht in der Stammzellforschung letztlich um die wichtige Frage, wann das Leben beginnt. Und diese Frage lässt sich objektiv nicht beantworten, weder durch biologische Experimente noch durch die Gesetzgebung, Ethik oder Theologie. Das Problem bei Kommissionen oder Diskussionen ist, dass diese Antwort letzten Endes immer auf

eine ganz persönliche Entscheidung zurückgeht.

### Was würden Sie davon halten, wenn schwierige ethische Entscheidungen in der Forschung einfach den Wissenschaftlern selbst überlassen würden?

Das ist eine interessante Idee. Den Vorschlag habe ich bei politischen Diskussionen bereits gehört. Hier gibt es einen ganz interessanten Vergleich zum §218. In diesem Gesetz ist die Tötung eines Embryos primär strafbehaftet. Man sieht aber von einer Anklage der Mutter ab und überlässt ihr die Entscheidung, ihr Kind anzunehmen oder nicht. Eine solche Regelung könnte auf die Stammzellforschung übertragen werden. Wenn ein Wissenschaftler gute Gründe hat, die Forschung mit embryonalen Stammzellen durchzuführen, sollte er selbst wählen können und hat dies mit seinem Gewissen auszumachen, natürlich in gesetzlichen Grenzen. Für mich ist aber auch der gesellschaftliche Konsens sehr wichtig. Die Wissenschaftler sind ja ein Teil unserer Gesellschaft und wünschen eine Akzeptanz und Förderung ihrer Forschung.

### Welche Rolle spielt die Beratung von Politikern durch Wissenschaftler insgesamt, haben Wissenschaftler großen Einfluss?

Die Politiker lassen sich von Beratern oder Verbänden oft sehr einseitig informieren. Die Lobby der Wissenschaftler ist leider nicht besonders groß. Die Beratung der Politiker durch Universitätsprofessoren sollte intensiviert werden, nicht nur bezüglich der Stammzellforschung, sondern auch bezüglich vieler anderer Sachverhalte wie die Situation unseres Bildungssystems und unserer Universitäten. Da gibt es sicherlich viele Probleme, die bei den Politikern gar nicht angekommen sind. Wünschenswert wäre, dass die Universitäten einen größeren Stellenwert in unserer Gesellschaft bekommen und ihre Stimme mehr gehört wird.

### In welcher Form würden Sie sich das wünschen?

Ich hatte bei verschiedenen Parteien die Möglichkeit zu intensiven Gesprächen mit Bundestagsabgeordneten oder auch Ortsverbänden. Dabei haben die Politiker zum Teil ihre Meinung überdacht und neu gebildet. Ich halte einen intensiven Kontakt zwischen Wissenschaftlern und Parlamentariern für einen effektiven Weg, neue Zukunftsvisionen für Deutschland zu entwickeln. Regelmäßige gemeinsame Gesprächsveranstaltungen könnten hier ein gangbarer Weg sein.

DAS GESPRÄCH FÜHRTEN JANNA EBERHARDT UND GABRIELE FÖRDER

## Glossar

**Stammzelle:** Zelle, die sich einerseits in unterschiedliche Zelltypen differenzieren kann, sich andererseits aber auch immer wieder durch Teilung selbst erneuert. Im erwachsenen Körper finden sich etwa 20 verschiedene organspezifische Typen z.B. in Haut, Knochenmark, Gehirn (adulte Stammzellen), die aber nur eine eingeschränkte Differenzierungsfähigkeit haben. Die Stammzellen eines frühen Embryos sind noch Alleskönner (embryonale Stammzellen). Noch bei einem drei Tage alten Embryo sind die Zellen kaum spezialisiert. Embryonale Stammzellen werden nach einer künstlichen Befruchtung im Reagenzglas (In-vitro-Fertilisation) dem Embryo etwa im Blastozysten-Stadium entnommen, der Embryo stirbt dabei ab.

**Therapeutisches Klonen:** Form des Klonens mit der Zielsetzung, aus den embryonalen Stammzellen des geklonten Embryos Gewebe und Organe für Therapie Zwecke zu züchten. Der Embryo wird dabei getötet.

**Stammzellgesetz vom 28. Juni 2002:** In Deutschland dürfen keine menschlichen embryonalen Stammzellen gewonnen werden. Für Forschungszwecke kann der Import solcher Stammzellen unter strengen Auflagen genehmigt werden, wenn die embryonalen Stammzellen vor dem 1. Januar 2002 gewonnen

worden sind (Stichtagsregelung).

**Zelllinie:** Generationsfolge von Zellen, die durch Teilungen aus einer oder einer Gruppe von Zellen hervorgegangen sind und im Labor teilweise über viele Jahre kultiviert werden können.

**Blastozyste:** Embryo während des 4. bis 7. Tages der Entwicklung. Die inneren Zellen der Blastozyste, aus denen sich der Fetus entwickelt, können sich noch zu sehr vielen Geweben differenzieren.

---

## »Die Expertenkommission«

VON MANFRED ZACH

Dramaturgische Skizze für ein Lehrstück gleichen Namens

### 1. Akt

#### Morgenröte der Hoffnung

Eines Morgens ruft der Politiker Klever seinen Grundsatzreferenten Gscheidle zu sich und sagt: »Es gibt da ein Problem, über das wir einmal in aller Ruhe nachdenken sollten«. Gscheidle findet Klevers Anregung hervorragend, rät aber, mit dem Nachdenken Leute zu beauftragen, die dafür Zeit haben und es von Berufs wegen sowieso tun müssen. Eine Expertenkommission mit renommierten Professoren sei genau das Richtige, sagt er, außerdem seien Kommissionen gerade in. Klever stimmt Gscheidles Analyse zu, besteht aber darauf, auch ein paar normale Menschen ohne akademische Titel in das Gremium zu berufen. Die würden, meint er, das praktische Leben repräsentieren und die Professoren daran hindern, es mit dem Nachdenken zu übertreiben.

Die konstituierende Kommissionssitzung wird von Klever persönlich geleitet. In ungewohnter Offenheit bekennt er, mit seinem Latein am Ende zu sein. Das hinterlässt bei allen Beteiligten einen starken Eindruck. Zum Dank für Klevers Vertrauensbeweis hütet sich die Kommission, ihm das Erstgeburtsrecht am Nachdenken streitig zu machen. Kollektiv begibt sie sich ins kognitive stadium nascendi und behandelt Klevers Statement fortan als politische magna charta, obwohl es fachlich kaum etwas hergibt. Klever revanchiert sich mit einer großzügig ausgestatteten Kommissionsgeschäftsstelle unter Gscheidles Leitung und überschwänglichen Verlautbarungen seiner Pressestelle, die das Prestige der Kommissionsmitglieder mehren und bei einigen nicht berufenen Sachverständigen starke Neidgefühle auslösen.

Der zuvor ausgeguckte Vorsitzende, Professor Rürig, nimmt das Heft tatkräftig in die Hand und bildet als erstes Arbeitsgruppen. Alle sind von der Aussicht, einen gordischen Knoten durchschlagen zu können, begeistert.

## 2. Akt

### Die Arche Noah auf der Papierflut

In den darauf folgenden Sitzungen schwillt der Papierstrom sintflutartig an. Jeder Experte hat zu dem in Frage stehenden Thema Wegweisendes veröffentlicht, sonst wäre er keiner. An den Unis treten die Lehrstuhlassistenten in Aktion, sichten das Schrifttum und schicken das Ergebnis ihrer Recherche an die ministerielle Geschäftsstelle. Gscheidles Mitarbeiter lassen die Kopierer heiß laufen und verteilen das Material kistenweise an die Kommission. Der Vorsitzende Rürig sammelt alles und überlegt, wie das Konvolut auf ein lesbares Maß eingedampft werden kann.

Im weiteren Verlauf zeigen sich zwischen unterschiedlichen wissenschaftlichen Schulen erste Spannungen, die aber durch die Hoffnung, im Meinungsstreit obsiegen zu können, leidlich im Zaum gehalten werden. Die minoritären Praktiker berichten mangels eigener Assistenten und Veröffentlichungen aus ihrer beruflichen Erfahrung, was aber niemanden interessiert. Klever lässt sich sporadisch vom Fortgang der Beratungen unterrichten und befindet die Dinge auf gutem Wege.

## 3. Akt

### Die große Krisis oder Der Wettlauf zwischen Wissen und Macht

Beim Versuch, sich auf eine einheitliche Kommissionslinie zu einigen, kommen die latenten Spannungen voll zum Ausbruch. Professor Rürig unterbreitet Kompromissvorschläge, die allseits verworfen werden. Als die Krisis offenkundig zu werden droht, schaltet sich Klevers Staatssekretär Trick-Reich ein und erläutert der Kommission, welches Ergebnis politisch wünschenswert wäre. Auch verweist er auf den Zeitdruck und die enormen Erwartungen der Öffentlichkeit. Durch diese Intervention wird das professorale Nachdenken erfreulich abgekürzt und die Konsensbildung beschleunigt. Politiker Klever tut ein Übriges, indem er die seiner Meinung nach zwingend notwendigen Erkenntnisse der Kommission in öffentlichen Interviews vorwegnimmt.

Die Kommission beugt sich der Einsicht, dass ein Wettlauf zwischen Wissen und Macht zwecklos ist, demonstriert ihre Unabhängigkeit aber in Form einiger dissenting votes und zahlreicher skrupulöser Fußnoten. Anschließend wird der Kommissionsbericht vom Assistenten des Vorsitzenden in nächstelanger Fleißarbeit zusammengeschrieben, von Gscheidles Mitarbeitern redigiert, von der Kommission gebilligt und in ansprechendem Layout gedruckt.

## Epilog

### Die Siegesfeier

Auf einer Pressekonferenz überreicht Professor Rürig dem

Politiker Klever feierlich den Kommissionsbericht. Dieser nimmt ihn bewegt in Empfang, bekundet seine Freude, ihn endlich lesen zu dürfen, und lobt die Kommission für ihre hervorragende Arbeit. Der Bericht wird zu einer Pressemitteilung verwurstet, fünfhundertmal verschickt und dann zu den Akten genommen. Klever berät das Problem mit seiner Fraktion, sichert sich ihren Rückhalt, und tut, was er von Anfang an tun wollte, jetzt aber wissenschaftlich zertifiziert.



Manfred Zach ist Ministerialdirektor im Sozialministerium von Baden-Württemberg und Autor. Sein Erfolgsroman »Monrepos« erschien ebenso wie sein jüngstes Buch »Gauner, Pinsel, Chicaneure. Eine kleine Geschichte der Bürokratie« im Tübinger

Foto: Klöpfer & Meyer

---



- [Startseite](#)
- [Editorial](#)
- [Topthema](#)
- [Bildthema](#)
- [Forschung](#)
- [Studium und Lehre](#)
- [Unikultur](#)
- [Portrait](#)
- [Neue Gesichter](#)
- [Unibund](#)
- [Forum](#)

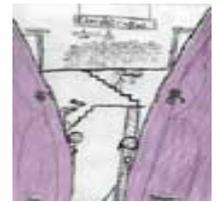
## »Ein Bild von der Uni«

Dass die Kinder-Uni nicht nur schlau, sondern auch kreativ macht, zeigen die Bilder vom Kinder-Uni-Malwettbewerb. Buchpreise für die hier gezeigten preisgekrönten Zeichnungen stellte freundlicherweise der Tessloff-Verlag aus seiner "Was ist was"-Reihe zur Verfügung.

**Patrick Eißler**



**Björn Fath**



**Annina Grauer**



**Nadine Haar**



**Marina Hildebrand**



Sascha Mader



Stefan Mössner



Philipp



Yannick Schroedter



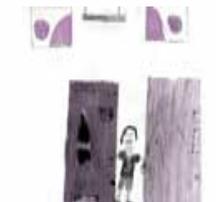
Alena Teresa Streib



Elsa Walter



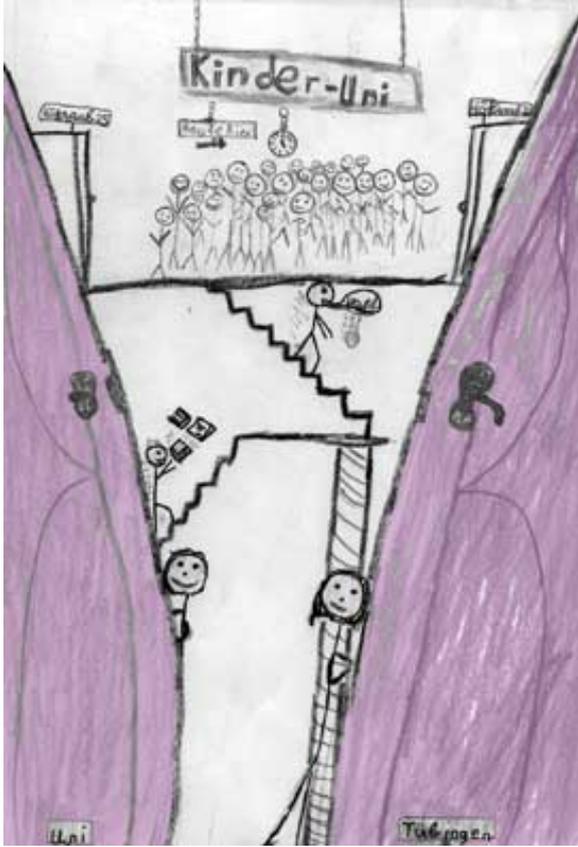
Jennifer Winkler







Kinderzeichnung: Patrick Eißler



Kinderzeichnung: Björn Fath

---



Kinderzeichnung: Annina Grauer



Kinderzeichnung: Nadine Haar



Kinderzeichnung: Marina Hildebrand



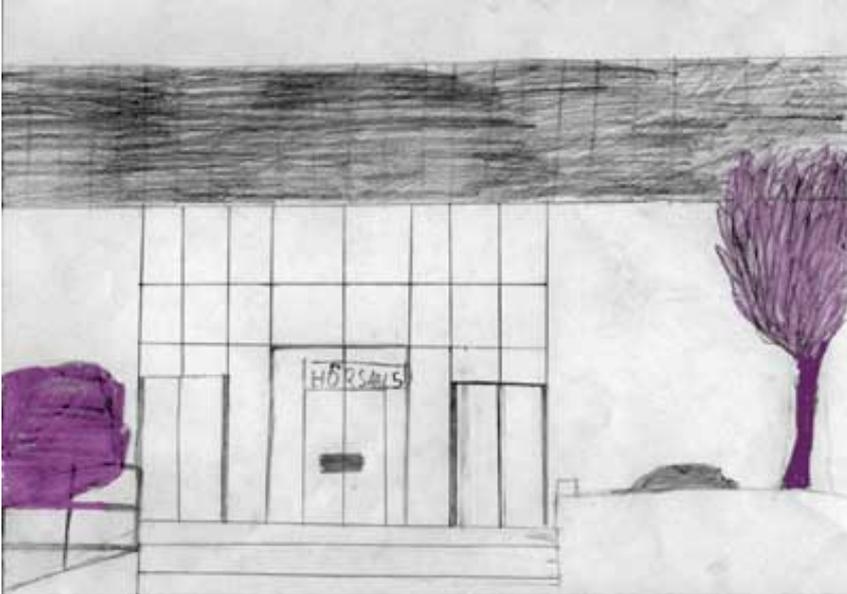
Kinderzeichnung: Sascha Mader

---



Kinderzeichnung: Stefan Mössner

---



Kinderzeichnung: Philipp

---

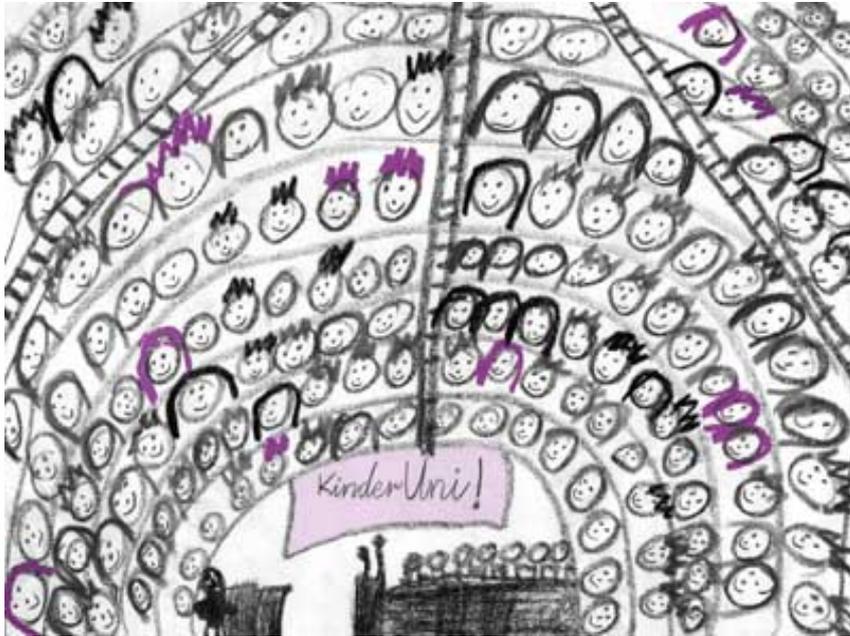


Kinderzeichnung: Yannick Schroedter

---

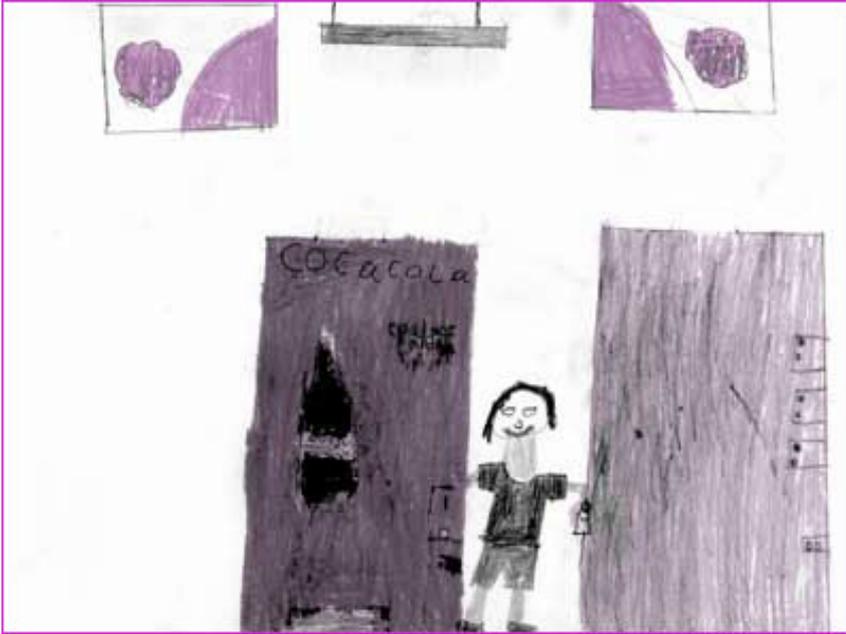


Kinderzeichnung: Alena Teresa Streib



Kinderzeichnung: Elsa Walter

---



Kinderzeichnung: Jennifer Winkler

---



Kinderzeichnung: Carla Ziegler

Startseite

Editorial

Topthema

Bildthema

**Forschung**

Studium und Lehre

Unikultur

Portrait

Unigeschichte

Neue Gesichter

Forum

Unibund

### Gehen wie die Massai

Tübinger Sportmediziner untersuchen Wirkung von Spezialschuh für Hüftpatienten

[weiter](#)



### Chemiker sorgen für präzise Zahnabdrücke

Aushärtung von Silikon wird auf zwei aufeinander folgende Phasen verteilt

[weiter](#)



### Leuchtend grüne Stoffe aus der Qualle weisen den Weg

Der Nachwuchsforscher Roland Brock untersucht Signalketten in Zellen des Immunsystems

[weiter](#)



### Das Gold und die Knochen der Könige von Qatna

Tübinger Archäologen machten sensationellen Fund

[weiter](#)



## Gehen wie die Massai

Tübinger Sportmediziner untersuchen Wirkung von Spezialschuh für Hüftpatienten



Gehen wie auf Sand: Der MBT-Schuh hilft bei Hüftproblemen.

Foto: Haas

Aufrecht, federnd, mit kleinen Schritten und barfuß – durch Feld, Wald und Flur: So gehen die afrikanischen Massai. Das sieht nicht nur elegant aus, sondern schont auch Hüften und Gelenke. Denn die Körpermuskulatur gleicht die Unebenheiten des Bodens aus und wird so bei jedem Schritt gleichmäßig trainiert. Dadurch können die Muskeln wie Stoßdämpfer für die Gelenke wirken. Wie aber stapft der durchschnittliche Mitteleuropäer durchs Leben? Auf in der Regel ebenen, geteerten Wegen lässt er sich vorzugsweise mit hängenden Schultern in den Schritt fallen. Die unterforderte und dadurch schwach ausgeprägte Muskulatur dämpft die Stöße auf die Gelenke nicht ab. Dies kann eine schmerzhaft Arthrose (Verschleißkrankung) in den Gelenken auslösen.

Wo es kaum noch natürlichen Untergrund zum Gehen gibt, könnte ein spezieller Schuh helfen, dachte sich wohl der Schweizer Karl Müller. Bei der barfüßigen Arbeit auf Reisfeldern hatte er bemerkt, dass sich seine Rückenprobleme besserten. Er kreierte die »Masai-Barfuß-Technologie« (MBT) in Form eines Schuhs, der seinem Träger einen instabilen Boden quasi vorgaukelt. Der Schuh hat keine Stütz- oder Führungselemente, aber ein dickes, weiches Fersenelement. Das Gehen fühlt sich damit so ähnlich an wie auf Sand. Mit dem MBT kann man nicht einfach so loslaufen. Jeder Schritt muss extra stabilisiert werden. Muskelketten im ganzen

Körper werden auf diese Weise aktiviert. Für Neueinsteiger ist der Muskelkater nach einem halben Tag vorprogrammiert.

Der Spezialschuh, serienmäßig von einer Schweizer Firma produziert, ist darum eigentlich ein sportmedizinisches Trainingsgerät. Und das ist der Punkt: Dieses Gerät wollten sich die Tübinger Sportmediziner mal etwas genauer anschauen. Auslöser waren Patienten, die bereits positive Erfahrungen mit dem MBT gemacht hatten. Im Oktober vergangenen Jahres begann eine Studie, mit der geprüft werden sollte, wie sich Schmerzempfinden und Koordinationsfähigkeit bei Patienten mit Hüftarthrose oder -prothese durch das Tragen des Schuhs verändern.

Dr. Thomas Horstmann, der die Studie mitbetreut: »Mit dem Schuh kann man lernen, die Dämpfungs- und Federungselemente des eigenen Körpers zu nutzen. Der Schritt wird gezwungenermaßen kürzer, das gibt weniger Stöße auf die Gelenke. Durch die dicke Sohle dämpft der Schuh zusätzlich. Das Zusammenspiel der Muskeln wird trainiert und verbessert sich.« An der Studie sind 70 Patienten beteiligt. Alle leiden unter Hüftproblemen. In der von der Sportwissenschaftlerin und Physiotherapeutin Inga Krauß geleiteten Trainingsgruppe traf sich die Hälfte von ihnen zehn Wochen lang einmal wöchentlich zum Üben mit dem MBT. Die Kontrollgruppe trainierte nicht. »Das Feedback aus der Trainingsgruppe ist größtenteils positiv«, erzählt Inga Krauß. »Die meisten möchten den Schuh behalten.«

Freitagvormittag, Trainingsstunde in der Turnhalle der Sportmedizin. Alle tragen ihren MBT. Gehübungen, Stehen auf einem Bein, Ballspiel in der Gruppe. Die Teilnehmer scheinen sehr motiviert: »Ich bilde mir ein, dass es hilft«, meint eine Frau. Ein Mann sagt, er habe in letzter Zeit weniger Schmerzmittel gebraucht. Eine andere Frau gesteht, dass sie es bequemer findet, mal schnell den MBT anzuziehen, um zum Einkaufen zu gehen, als zu Hause mit dem Thera-Band zu trainieren.

Thomas Horstmann: »Mir würde es reichen, wenn die Patienten durch den Schuh wieder besser im Alltag klarkommen.« Seit ein paar Wochen gibt es erste »harte« Daten, die zeigen, dass sich diese Hoffnung bestätigt hat. Die Patienten halten sich für gesünder, fühlen sich vitaler und haben eindeutig weniger Schmerzen. Also hat sich auch die Lebensqualität während der Trainingsphase verbessert. Wie sich das Tragen der Schuhe auf die Koordinationsfähigkeit und Beweglichkeit ausgewirkt hat, wird derzeit noch geprüft.

Das MBT-Projekt wird finanziell vom Tübinger Orthopädie-Fachgeschäft Brillinger unterstützt. Es ist aber keine reine Auftragsforschung, wie Thomas Horstmann betont: »Die Schweizer Firma musste erst von unserer Idee überzeugt werden.« Schuherforschung ist für die Tübinger Sportmediziner kein neues Terrain. So kooperieren sie bereits mit dem Sportschuhhersteller Nike bei der Untersuchung des speziellen Laufstils von Frauen. Und auch ein neues Projekt, das demnächst anläuft, dreht sich ums Gehen: Ein spezieller Arbeits- und Freizeitschuh für Diabetiker soll helfen, die Entstehung von gefährlichen Druckstellen zu vermeiden.

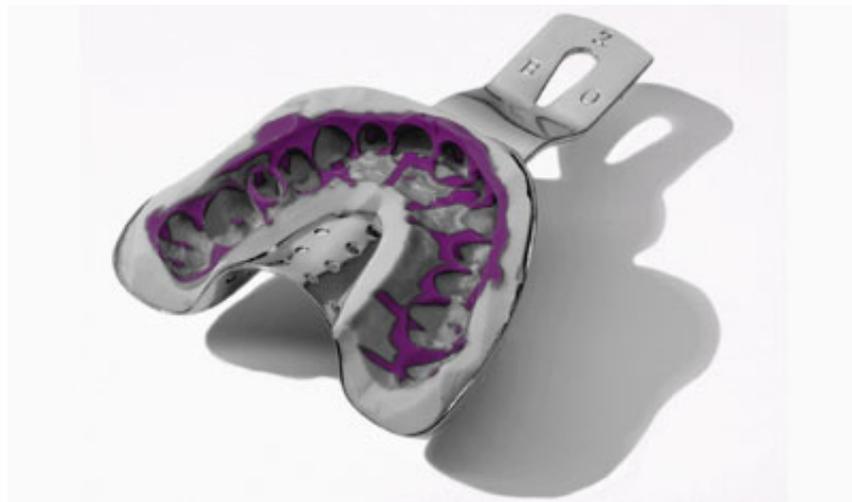
FÖR

---

## Chemiker sorgen für präzise Zahnabdrücke

### Aushärtung von Silikon wird auf zwei aufeinander folgende Phasen verteilt

Ein Besuch beim Zahnarzt wird für die wenigsten Menschen ein Anlass sein, über komplizierte Anwendungsprobleme der Chemie nachzudenken. Anders ist das bei Prof. Ulrich Nagel vom Institut für Anorganische Chemie an der Universität Tübingen. Er hatte über seine langjährigen Kontakte zu einer Firma, die Zahnärzte mit Praxiszubehör beliefert, von Schwierigkeiten mit einer Masse für Gebissabdrücke gehört. Gebissabdrücke fertigen Zahnärzte an, wenn Patienten zum Beispiel eine Krone oder Brücke benötigen. Damit der Zahntechniker präzise arbeiten kann, müssen auch die Abdrücke so genau wie möglich sein. Für sehr genaue Abdrücke wird mit zwei verschiedenen Massen gearbeitet. Zuerst mit einem sehr harten Material für die grobe Form und dann mit einem sehr dünnflüssigen Material für die Details. Das Abdruckmaterial wird direkt vor der Anwendung aus zwei Komponenten gemischt, ist zunächst gut formbar und wird dann fest.



Nicht einfach nur Knetgummi: Hinter der neuen Abdruckmasse verbirgt sich ein elegantes chemisches Verfahren.

Foto: Kettenbach

Bisher mussten die Zahnärzte die zwei Komponenten für die harte Masse von Hand vermischen. Das ist aufwendig. Zudem waren die Gummihandschuhe, die die Ärzte bei der Behandlung getragen haben, häufig mit einem Material versetzt, das die Aushärtung gehemmt hat«, erklärt Nagel.

Was nach der Mischung der beiden Komponenten in der Abdruckmasse abläuft, nennen Chemiker eine katalysierte Reaktion. Das heißt, die Reaktion wird von einem Stoff gelenkt, der selbst bei diesem Vorgang nicht verändert wird. Mit solchen katalysierten Reaktionen hatte Ulrich Nagel mit seiner Arbeitsgruppe auch bei zahlreichen anderen Problemen bereits zu tun, etwa bei seinen Forschungen zu Hydrierungen. »Unsere Idee bestand darin, die Katalyse der Komponenten für die harte Abdruckmasse in zwei Stufen ablaufen zu lassen«, sagt der Chemiker. Vor der ersten Stufe ist das Material noch recht dünnflüssig und kann daher von speziellen Maschinen vermischt werden, die für härtere Stoffe nicht verwendet werden können. »Es hat dann zunächst eine flüssige Konsistenz und wird nach Verlassen der Mischmaschine in Sekunden wie Plastilin, also wie Knetmasse«, sagt Nagel. In der plastischen Form bleibt es 150 Sekunden und geht dann in wenigen Sekunden in den harten, aber elastischen Bereich über.

Das fertige Material kann man sich wie in einem Flummi vorstellen, einem kleinen Gummiball, der hoch springt, wenn er auf den Boden geworfen wird. »Das Material soll zum Schluss hart sein, damit es die Basis für genaue Abdrücke sein kann, die alle winzigen Strukturen der Zähne festhalten, aber es muss schließlich noch elastisch genug sein, um es von den Zähnen wieder herunterzunehmen«, beschreibt Nagel das Problem. Chemisch gesehen besteht die Abformmasse in beiden Komponenten aus Silikon. »Silikon ist kein Klebstoff, sondern wirkt im Gegenteil trennend. Es wird zum Beispiel auch zur Imprägnierung von Papier verwendet, von dem selbstklebende Etiketten abgelöst werden«, sagt Nagel.

Doch wie haben die Chemiker die Komponenten für den Gebissabdruck dazu gebracht, sich in zwei Stufen zu festem elastischem Silikon umzusetzen? Für die erste und die zweite Stufe werden verschiedene, aber in beiden Fällen sehr schnelle Katalysatoren eingesetzt. »Der Katalysator für die zweite Stufe wird sozusagen abgelenkt. Er erhält ein zusätzliches Substrat, das er erst wegarbeitet, bevor er dann das Material zur Aushärtung bringt«, erklärt Nagel. Die Idee zu dem Verfahren kam Nagel auf einer Bahnfahrt nach Hamburg: »Wir hatten viele Messungen zu Reaktionsabläufen gemacht, die Abhängigkeit zahlreicher Reaktionsgeschwindigkeiten gemessen und die gegenseitige Beeinflussung von Substraten getestet. Da hat man viel Wissen gleichzeitig im Kopf und sieht auf einmal die Lösung«, so der Forscher, »in der Chemie müssen Handwerk, Theorie, aber auch ein guter Teil Intuition zusammenkommen.« Das praktische Verfahren für die Herstellung der Abdruckmasse wurde von der beteiligten Firma entwickelt, Nagel war aber weiterhin als Berater tätig. Inzwischen ist das Verfahren patentiert und die Abdruckmasse für Gebisse wird in Zahnarztpraxen eingesetzt.

»Es ist sehr häufig der Fall, dass ein Patent keine grundsätzliche Neuheit bietet, sondern ein bestehendes Problem besser löst. Es ist die große Ausnahme, dass ein Grundsatzpatent große Summen abwirft«, sagt der Forscher. Er gibt zu bedenken, dass eine Patentanmeldung in Europa, den USA und Japan für die ersten zehn Jahre bereits 60 000 bis 70 000 Euro koste. Eigentlich könnten nur die Firmen, die schon am entsprechenden Markt vertreten sind, eine lohnende Verwertung eines solchen Patents leisten. »Mit der Patentierung und Vermarktung von Ideen ist es nicht so einfach, wie es die Politik darstellt«, zieht Nagel Bilanz aus seinen Erfahrungen in der anwendungsnahen Forschung.

JE

---

## Leuchtend grüne Stoffe aus der Qualle weisen den Weg

### Der Nachwuchsforscher Roland Brock untersucht Signalketten in Zellen des Immunsystems

Die Interessen des Biochemikers Dr. Roland Brock sind vielseitig. Er hat sich Bereiche der Peptidchemie, des Molecular Modelling und der Fluoreszenzmikroskopie für seine Forschungen erschlossen. Doch sein Ziel hat der 34-Jährige, der in Tübingen als Nachwuchsgruppenleiter der VW-Stiftung am Interfakultären Institut für Zellbiologie arbeitet, dabei nicht aus den Augen verloren: Er will die Ordnung im Zusammenspiel der Eiweiße in Zellen bei der Immunabwehr verstehen. Diese Vorgänge spielen bei der Entstehung von Krebs oder auch Autoimmunkrankheiten eine entscheidende Rolle. Sein Vorhaben hat auch die Auswahlkommission der VW-Stiftung überzeugt, die von den zahlreichen Bewerbern nur wenige als Forschungsgruppenleiter fördert. Über das zellbiologische Thema will sich Roland Brock nun auch habilitieren. Seine Arbeitsgruppe besteht aus acht Doktoranden und einer Postdoktorandin. Allein zwei Stellen werden durch die VW-Stiftung finanziert, die restlichen Stellen über andere Drittmittel.



Der Biochemiker Roland Brock am Fluoreszenzmikroskop: Eiweiße werden durch fluoreszierende Stoffe sichtbar gemacht.

Foto: Haas

»Die ganze Forschungsumgebung hier in Tübingen mit organischer Chemie, Zellbiologie, klinischer Forschung und Bioinformatik ist in dieser Form ideal«, sagt der Wissenschaftler. Roland Brock hat in Tübingen studiert, war zum Studieren und Forschen auch in den USA und schrieb seine Doktorarbeit am Max-Planck-Institut für Biophysikalische Chemie in Göttingen. 2001 übernahm er zunächst die Leitung einer Nachwuchsgruppe am Tübinger Zentrum für Bioinformatik (ZBIT), bevor er seine VW-Nachwuchsgruppe am Interfakultären Institut für Zellbiologie ansiedelte. »Im Vergleich zu einem Juniorprofessor ist man als VW-Nachwuchsgruppenleiter bei der Betreuung der Doktoranden und Diplomanden formal von einem Professor abhängig, doch man hat deutlich mehr Forschungsgelder zur Verfügung«, erklärt Brock.

## Kranke Zellen werden zerstört

Die Signalwege in der Zelle bei der Immunabwehr von virusinfizierten Zellen oder Krebszellen sind kompliziert: Bei der Immunreaktion präsentieren Fresszellen (Makrophagen) auf ihrer Oberfläche Eiweißbruchstücke der kranken Zellen mit Hilfe des Haupt-Gewebeverträglichkeitskomplexes (MHC-Komplexes). An den Komplex mit dem Eiweißbruchstück können sich Rezeptoren der so genannten T-Zellen anheften. Sie entscheiden, ob es sich um gesunde oder kranke Zellen handelt. Ist eine Zelle geschädigt, wird eine Immunantwort ausgelöst, die die Zerstörung der Zelle veranlasst. Bei manchen Krankheiten – wie zum Beispiel Krebs – sind diese Signalwege gestört.

Um zu erforschen, was diese Störung möglicherweise auslöst beziehungsweise an welcher Stelle die Signalkette gestört ist, setzt Brock bevorzugt Fluoreszenztechniken ein. Dabei wird an das Eiweiß, das ihn in einer Signalkette interessiert, gentechnisch ein grün fluoreszierendes Eiweiß aus einer Qualle angehängt. Durch diesen Trick wird das Molekül in der Zelle in einem speziellen Mikroskop sichtbar gemacht.

Die Verfolgung eines Signalwegs in der Zelle klingt einfacher als sie ist – selbst mit der Markierung durch fluoreszierende Stoffe. Denn in jeder Zelle müssen zahlreiche Vorgänge gleichzeitig koordiniert nebeneinander ablaufen. »Bei der zellulären Immunantwort, beim Andocken der MHC-Komplexe an die T-Zellrezeptoren sind die Strukturen überraschenderweise nicht so passgenau. Dadurch hat die Immunantwort eine gewisse Unschärfe«, erklärt Brock. Teilweise würden große Unterschiede bei der Erkennung der Moleküle toleriert, manchmal aber schon bei sehr kleinen Strukturunterschieden heftig reagiert. Nach dem Andocken des MHC-Komplexes an den T-Zellrezeptor sind 40 bis 50 Faktoren, zumeist Eiweiße, an dem Weg des Signals beteiligt – also eher eine Kaskade als ein geradliniger Weg. »Von anderen Signalwegen her kennen wir viele dieser Mitspieler, aber wie spielen sie zusammen?«, fragt Brock.

Wichtig für seine Forschungen sei auch, dass für viele der Eiweiße spezifische Hemmstoffe bekannt sind. »Wir betreiben ›chemische Genetik‹ indem wir einzelne Faktoren chemisch ausschalten. In der Genetik werden sonst die Gene direkt ausgeschaltet.« Zwar können aus den Stoffen, die der Arbeitskreis Brock in seinen Experimenten einsetzt, nicht direkt Medikamente gegen Krebs oder Autoimmunkrankheiten entwickelt werden. »Aber wir können herausarbeiten, an welchen Stellen Wirkstoffe neuer Medikamente ansetzen sollten«, erklärt der engagierte Forscher.

JE

---

## Das Gold und die Knochen der Könige von Qatna

Tübinger Archäologen machten sensationellen Fund



Ausgrabungen in den Königsgrüften von Qatna: Zum Schutz gegen Pilzsporen tragen die Arbeiter einen Mundschutz.

Foto: Konrad Wita

Die archäologische Ausgrabung des Altorientalischen Seminars der Universität Tübingen im Sommer 2002 auf dem Tell Mishrife in Syrien hätte eigentlich schon zu Ende sein sollen. Da entdeckte das 15-köpfige Tübinger Team überraschend die Grabstätte der Könige von Qatna. Die Grabung wurde zweimal verlängert und nach einer fünfmonatigen Dauerkampagne, die mit Abstand die bisher anstrengendste, aber auch die erfolgreichste der Archäologen des Altorientalischen Seminars war, kehrten die Tübinger zurück.

Die Könige von Qatna regierten über ein Reich, welches sein Zentrum im Westen Syriens hatte und in der Zeit zwischen 1800 und 1600 vor Christus weite Gebiete bis in den Norden und den Süden Syriens beherrschte. In der Folgezeit, zwischen 1600 und 1340 vor Christus, waren die Könige von Qatna vom mächtigen Mittani-Reich in Nordmesopotamien abhängig. Zentrum des Staates Qatna war die befestigte Stadt Qatna mit dem Königspalast, einem der größten palatialen Gebäude des Alten Orients. Das heute als Tell Mishrife bezeichnete, ausgedehnte Ruinengelände liegt in der Nähe der modernen Großstadt Homs, circa 200 Kilometer nördlich von Damaskus.

### Keilschrifttafeln und Grablege

Bereits im vierten Sommer der Grabungen, die mit Kollegen der Universität Udine in Italien und der Syrischen Generaldirektion für Antiken und Museen in Form eines Kooperationsprojektes durchgeführt werden, stieß das Tübinger Team auf die königlichen Grüfte. Ein Treppenabgang führte aus dem Bereich der im Herzen des Palastes gelegenen beiden großen Thronsäle in die Substruktionen des Gebäudes hinab. Am Fuß der Treppe, circa vier Meter unter den Palastfußböden, befand sich eine Tür, deren schwerer Holzrahmen in verkohlten Resten erhalten

war. Dahinter schloss sich ein langer unterirdischer Korridor an.

Nur wenige Meter hinter dem Türdurchgang bot sich die erste Sensation: im Schutt des Korridors lagen 73 Keilschrifttafeln aus Ton. Die Texte in einer ungewöhnlichen akkadisch-hurritischen Mischsprache berichteten unter anderem über die Feldzüge der Hethiter im Norden Syriens im 14. Jahrhundert vor Christus, die wahrscheinlich zur endgültigen Zerstörung des Palastes von Qatna führten. Nach 40 Metern machte der Korridor eine Biegung nach rechts und öffnete sich auf einen – im Vergleich zum Korridorboden – fünf Meter tiefen Felsschacht. Damit war mit fast zwingender Sicherheit klar geworden, dass es sich um den Zugang zu einer unterirdischen Gruft unter dem Palast handeln musste! Es konnte keine Frage sein, die Grabung zu verlängern, um die Grablege zu finden.

Mit großem Aufwand an manueller Arbeit und mit Hilfe vieler syrischer Arbeiter wurden die hohen Schuttmassen über und im Felsschacht entfernt, dessen Boden fast zwölf Meter unter dem Niveau der heutigen Geländeoberfläche lag. Darauf standen zwei fast perfekt erhaltene Statuen aus Basalt, die sitzende Könige mit Opferschalen darstellen. Und zwischen den beiden Statuen: ein Eingang durch eine Felstür in eine vollständig aus dem Fels herausgeschlagene, geräumige Kammer. Diese Felskammer war die eigentliche Grabstätte. Und sie war unberaubt. Bereits auf den ersten Blick ließen sich dort zahlreiche Keramikgefäße, Alabastervasen, funkelnde kleine Goldstücke und ein steinerner Sarkophag erkennen. Im Sarkophag entdeckte der Anthropologe des Teams Skelettteile von drei Individuen. In den auf Bänken abgestellten Gefäßen müssen Nahrungsmittel für die Toten gelagert gewesen sein. Auf Holzbrettern waren weitere, mit kostbaren Grabbeigaben versehene Tote bestattet worden.

Von der Hauptkammer aus öffneten sich drei Seitenkammern. Darin fanden wir einen weiteren Sarkophag, ein vergangenes Holzbett, Goldketten und ein Goldschmuckobjekt in Form zweier Entenköpfe. In einer der Nebenkammern stießen wir auf eine dichte Lage menschlicher Knochen, die darauf schließen läßt, dass dies das königliche Ossuarium war.

Die wissenschaftliche Auswertung der 1900 Einzelfunde aus der Königsgruft von Qatna wird die Mitarbeiter und Studenten des Altorientalischen Seminars sicher noch über Jahre beschäftigen. Schon jetzt ist deutlich, dass der sensationelle Fund ein neues Kapitel in den wissenschaftlichen Erkenntnissen über die altsyrischen Bestattungsformen, den Ahnenkult und die Kunstproduktion Syriens in der Bronzezeit eröffnen wird.

Peter Pfälzner

---

Startseite

Editorial

Topthema

Bildthema

Forschung

**Studium und Lehre**

Unikultur

Portrait

Neue Gesichter

Unibund

Forum

### Das Gehirn braucht ein neues Software-Programm

Wie Deutsche chinesische Schriftzeichen lernen können

[weiter](#)



### Methodenzauber ist nicht gefragt

Zehn Jahre hochschuldidaktische Weiterbildung in Tübingen

[weiter](#)



### Mit Mathematik im Gepäck – Von der Morgenstelle in die Ewige Stadt

Interdisziplinäre Seminarreisen nach Rom feiern zehnjähriges Bestehen

[weiter](#)



### Griffige Thesen und zappelnder Zeigestock

Universitäre Rituale (5): Das Referat

[weiter](#)



## Das Gehirn braucht ein neues Software-Programm

Wie Deutsche chinesische Schriftzeichen lernen können



Eselsbrücke Muskelprotz: Der angespannte Arm enthält das chinesische Schriftzeichen für »Kraft«.

Im Chinesischunterricht an der Universität Tübingen hört die Dozentin und Linguistin Shu-Hsiung Wu immer wieder von den stöhnenden Studenten, dass es schwierig sei, Chinesisch zu lernen. Sie hakt mit ihrer Forschungsinteresse gleich dort ein: Woran liegt das eigentlich? In einem vom Deutschen Akademischen Austauschdienst (DAAD) geförderten Projekt untersucht sie zusammen mit Professorin Chin-chin Tseng von der National Taiwan Normal University, welche Lernprozesse in der ersten Erwerbsphase beim Lernen der chinesischen Schriftzeichen ablaufen müssen und welche Probleme die deutschsprachigen Studenten haben. »Ein 20-jähriger deutscher Student hat im Schnitt zwei bis drei Sprachen gelernt, im Allgemeinen aber europäische, also alphabetische Sprachen. Die erfordern jedoch eine ganz andere Lernstrategie«, erklärt sie und setzt hinzu: »Ich sage zu meinen Studenten, sie bräuchten beim Chinesischlernen ein neues Softwareprogramm.«

Diese Erkenntnis berücksichtigt Shu-Hsiung Wu in ihrem Unterricht. »Doch das Lernprogramm müssen die Studenten im Endeffekt selbst aufbauen«, sagt sie. Nach Wus Eindruck kommen die Europäer mit den Lauten und der chinesischen Aussprache häufig ganz gut zurecht. Aber gerade wer stark auf das hörende Lernen setzt, habe Schwierigkeiten, auf visuelle Fähigkeiten umzuschalten. »Beim Lernen der chinesischen Schriftzeichen müssen beide Gehirnhälften aktiv sein, sowohl die linke, die für die sprachlichen Informationen zuständig ist, als auch die rechte, die die bildhaften Informationen speichert«, erklärt Shu-Hsiung Wu. Diese Lernmethode sei schwierig, wenn man sie nicht gewöhnt ist: »Damit lässt sich ein Teil der Frustrationen der deutschen Studenten erklären.«

Doch warum haben chinesische Kinder nicht die gleichen Probleme beim Erlernen der Schriftzeichen? »Wenn ein Baby in China die Augen öffnet, ist die Umgebung voller Bilder und Schriftzeichen, die visuelle Wahrnehmung wird ganz anders geschult«, ist die Ansicht der

Dozentin. Sie empfiehlt daher auch den erwachsenen Studenten, sich eine günstige Umgebung mit chinesischen Schriftzeichen auf Bildern oder Karteikarten zu schaffen. »Ich versuche zu überprüfen, ob der Lernerfolg von solchen kleinen Dingen abhängt oder wieso viele Studenten beim Chinesischlernen schnell aufgeben«, sagt Shu-Hsiung Wu.

Disziplin braucht man auf jeden Fall, um die Schriftzeichen zu lernen. Sie werden in einer vorgegebenen Reihenfolge geschrieben. »Das ist auch für die kognitiven Fähigkeiten wichtig. Die physiologische Bewegung bewegt sozusagen das Gehirn mit. Man muss die Routine einspeichern«, erklärt sie. Wenn man ein Schriftzeichen von der anderen Seite her schreibt, speichert es das Gehirn als neues Zeichen ab. »Dadurch kann ein Teil der Lernschwierigkeiten entstehen.« Denn die strenge Routine hilft auch den Chinesen, Tausende von Zeichen zu lernen.

Für unbedarfte Deutsche erscheinen die Schriftzeichen beliebig aus Strichen und Kästchen zusammengesetzt. Doch Shu-Hsiung Wu und in einem speziell entwickelten Test ein überraschendes Ergebnis erhalten: »Wir haben festgestellt, dass Deutsche, die erst 120 Stunden Chinesisch gelernt hatten, schon sagen konnten, welche Zeichen tatsächlich für chinesische Wörter stehen und welche frei erfunden sind.« Dieses intuitive Wissen bringen die Kinder in China schon im Vorschulalter mit – Shu-Hsiung Wu meint, dass dabei die frühe visuelle Umgebung prägend ist.

Wer als Europäer beim Chinesischlernen verzweifelt, neigt zu einer ganz grundsätzlichen Frage: Sehen nicht auch die Chinesen selbst das Erlernen einer solch komplizierten Schriftsprache als Zeitverschwendung an? »Nein, wenn man in China geboren ist, hat man keine andere Möglichkeit. Wenn wir zum Beispiel Englisch lernen, dann erscheinen uns die Buchstaben sehr einfach. Dafür haben wir aber mit der Aussprache große Probleme«, sagt die Chinesin.

In ihrem Unterricht achtet sie darauf, Eselsbrücken zum Merken der Zeichen anzubieten. »Die Studenten machen dazu bald eigene Vorschläge.« Wer dieses System verinnerlicht hat, braucht dann nicht mehr so viel Hilfe. »Ich unterrichte nicht nur chinesisch, sondern die Fähigkeiten, Gelerntes in beiden Gehirnhälften zu speichern und die bildhafte Vorstellungskraft zu nutzen. Einmal hat mir eine frühere Studentin erzählt, dass es ihr nach dem Chinesischunterricht viel leichter fiel, Russisch zu lernen und das ist ja auch eine schwierige Sprache.«

JE

---

## Methodenzauber ist nicht gefragt

### Zehn Jahre hochschuldidaktische Weiterbildung in Tübingen

Nicht jeder, der viel weiß, versteht es, sein Wissen so weiterzugeben, dass auch andere davon profitieren. Die Erkenntnis ist nicht neu, wird aber gerade an der Universität von manchen Lehrenden gerne ignoriert. Und das, obwohl es in Tübingen bereits seit 1993 hochschuldidaktische Angebote gibt. Bei diesen geht es nicht um »Methodenzauber«, betont die Leiterin der Arbeitsstelle Hochschuldidaktik, Regine Richter, Ziel sei zu verstehen, wie Lernen funktioniert: »Lernen ist ein Prozess, in dem sich die Lernenden Wissen aneignen. Die Lehrenden müssen die Voraussetzungen dafür schaffen, dass dies geschehen kann«, so die Diplom-Pädagogin.



Auch Hochschuldozenten lernen nie aus.

Foto: Bühler

Der Nürnberger Trichter hat endgültig ausgedient. Lehre ist mehr, als eigenes Wissen weiterzugeben. Darum zielt die hochschuldidaktische Weiterbildung auf einen Perspektivenwechsel: Die Lehrenden sollen sich gedanklich in die Lage ihrer Zielgruppe versetzen. Wie werden Studierende motiviert, wie funktioniert das mit dem Feedback? Wie sieht mein Rollen- und Selbstverständnis als Lehrende(r) aus? Das sind Fragen, für die in den Tübinger Seminaren nach Antworten gesucht wird.

### Lehrerfahrung gewinnen

Umlernen, sich neu orientieren, dazu ist vor allem die jüngere Generation unter den Hochschullehrern bereit. »Die Älteren sehen das eher skeptisch«, weiß Regine Richter. So sind denn auch 70 Prozent der Teilnehmer an der hochschuldidaktischen Weiterbildung zwischen 25 und 35 Jahre alt. Sie gehören den verschiedensten Fakultäten an. Bei den Anmeldungen in diesem Jahr zeigten die Mediziner, die Theologen und Angehörige der Fakultät für Sozial- und Verhaltenswissenschaft das größte Interesse. Unter den Teilnehmern finden sich vor allem wissenschaftliche Angestellte, Assistenten und Mitarbeiter der Universität, Habilitanden und Postdocs. Die Kapazität des Tübinger Angebots ist voll ausgelastet. Für das laufende Jahr haben sich 136 Interessierte für die Kurse angemeldet

Einer von ihnen ist der Doktorand Frank Bächle. Mit der Teilnahme am Seminar »Moderieren von Diskussionen und Arbeitsgruppen« möchte er sich zusätzlich qualifizieren. Lilian Schubert, Diplom-Biologin, hofft, durch das Seminar »bei der Moderation von Tagungen sicherer zu werden«. Wilhelm Gaus vom Lehrstuhl für medizinische Statistik in Ulm hat den Wunsch, die zahlreichen Besprechungen, an denen er teilnimmt, »effektiver zu gestalten«. Ralph Litschel möchte schlicht »Lehrerfahrung gewinnen«.

Das Tübinger Hochschuldidaktik-Angebot richtet sich an alle Lehrenden der baden-württembergischen Universitäten und an Personen, die eine wissenschaftliche Karriere anstreben. Im Jahr 2000 wurde im Rahmen des »Bündnis für Lehre« die Hochschuldidaktik an allen Universitäten des Landes gestärkt. Das auf Landesebene gegründete Hochschuldidaktik-Zentrum (HDZ) setzt sich aus drei regionalen Verbänden zusammen und veröffentlicht seine Angebote in einem gemeinsamen Programm. Die Universität Tübingen kooperiert in diesem Rahmen mit Hohenheim, Stuttgart und Ulm.

Auf der lokalen Ebene verfügt das HDZ über neun Arbeitsstellen. Seit Oktober 2001 leitet Regine Richter die Tübinger Arbeitsstelle und ist in dieser Funktion für die Programmgestaltung und den Kontakt zu den Referenten verantwortlich. Darüber hinaus bietet sie selbst Seminare sowie Beratung an und ist Ansprechpartnerin für alle, die sich für Hochschuldidaktik interessieren.

Die Teilnahme an den Seminaren des HDZ ist freiwillig. Sie kann sich auf einzelne Kurse beschränken oder zum »Zertifizierungskurs« ausgebaut werden. Aufgrund der großen Resonanz gibt es auch im nächsten Jahr Angebote, die speziell auf Frauen in der Lehre zugeschnitten sind. Sie haben die Möglichkeit, an zwei Grundlagenseminaren, kollegialer Beratung und Lehrhospitation ausschließlich für Frauen teilzunehmen. »Damit berücksichtigen wir die besonderen Anliegen von Frauen in der Lehre«, erklärt Regine Richter.

FÖR

**Infos zum Angebot des HDZ:**  
[www.uni-tuebingen.de/hochschuldidaktik/](http://www.uni-tuebingen.de/hochschuldidaktik/)

---

## Mit Mathematik im Gepäck – Von der Morgenstelle in die Ewige Stadt

Interdisziplinäre Seminarreisen nach Rom feiern zehnjähriges Bestehen



Mathematische Herleitungen vor klassischer Kulisse: Das Studienseminar in Rom.

Fotos: Arbeitsbereich Funktionsanalyse/ Montage: Woitschella, Kalb

Zehn Jahre ist es her, da gab dem Tübinger Mathematiker Prof. Rainer Nagel ein achteckiges Schloß aus Travertin und Marmor in Apulien den Anstoß zu einer ungewöhnlichen Idee. Je länger er sich mit der kunstvoll durchdachten geometrischen Architektur des Castel del Monte beschäftigte, desto größer wurde sein Wunsch, Mathematik und Kunst auch im Tübinger Studium näher zusammenzubringen. »Ars sine scientia nihil est«, stellte bereits ein Mailänder Dombaumeister fest – es gibt keine Kunst ohne Wissenschaft. Warum also nicht »die Studenten aus dem Betonbau Morgenstelle herausholen und sie erleben lassen, wie vielfältig und bunt Mathematik sein kann?«

Nach sechsmonatiger Vorbereitung startete der Professor des Arbeitsbereichs Funktionsanalysis im Februar 1993 mit mehr als einem Dutzend Studenten und Gästen zu einer mehrtägigen Seminarreise nach Rom. In zahlreichen Vorträgen und bei mathematischen Spaziergängen durch die »Ewige Stadt« wurden die oft fließenden Übergänge zwischen Wissenschaft und Kunst erlebt. Zum Abschluss der Reise ging es auch nach Apulien zum Castel del Monte. Die Erlebnisse wurden später in das Projekt »Friedrich II. und sein Castel del Monte« umgesetzt. Das schwäbisch-apulische Spektakulum um Historie, Wissenschaft und Kunst fand großen Anklang und wurde in einer Fernsehdokumentation ausgestrahlt.

Zwei Jahre später wiederholte Nagel die Studienreise. Durch Dr. Bernd Eberhardt klinkte sich dann 1997 das Wilhelm-Schickard-Institut für Informatik mit in die Organisation ein. Nagels wissenschaftlicher Mitarbeiter Dr. Gregor Nickel verstärkte schließlich die Kontakte zu Theologen. So steht auf dem Programm der Romreise inzwischen nicht nur der Besuch des Petrus-Grabs, sondern auch Vorträge wie etwa Prof. Dr. Elmar Salmanns »die Ausnahme von der Regel als Regelfall im Christentum«. Seit 1997 findet das Seminar dank der Mitarbeit von Dr. Markus Wacker (WSI/GRIS, Informatik) und Dr. Gregor Nickel jährlich statt und ist zu einer interdisziplinären Veranstaltung gewachsen.

### Von den Studenten überrascht

Einige Seminarteilnehmer bleiben der mathematischen Reise in die »Ewige Stadt« treu, obwohl sie nicht mehr an der Universität sind. So geht der Austausch über die Fächer- und

Generationengrenzen hinweg. »Es geht uns darum, voneinander zu lernen und zu sehen, wie es in anderen Wissenschaften zugeht«, sagt Nagel. Kriterium für die Teilnahme ist in erster Linie Engagement, auch bei der aufwendigen Vor- und Nachbearbeitung. »Es gibt wenig Lehrveranstaltungen, bei denen man von den Studenten so überrascht wird«, berichtet Gregor Nickel und spielt auf die Vorführung eines Theaterstücks in der Bibliothek der Deutschen Kirche an, das einige Teilnehmer in diesem Jahr zum Thema Regel und Ausnahme aufgeführt haben.

Von Fachkollegen wurde das Romseminar gelegentlich misstrauisch beäugt. Immer noch hört Nagel Fragen wie: »Wofür brauchen Mathematiker eine Exkursion?« Die Vorstellung, Dinge zu tun, die über den Horizont des eigenen Fachbereichs hinausreichen, scheint immer noch in viele Köpfe nicht so recht hineinzupassen. Dabei ist der Blick über den Tellerrand bei den Studenten gefragt – und das sogar ohne anrechenbaren Schein. »Man lernt Dinge kennen, die man sich sonst gar nicht angucken würde, und kann Kontakte für eine spätere Zusammenarbeit knüpfen«, zieht Studentin Britta Dorn die Bilanz aus ihrer Romreise 2001. Auch Gregor Giesen, der die letzten beiden Jahre dabei war, sieht das Seminar als gelungenen Ausgleich zur fachspezifischen Mathematik. »Es wäre gut, wenn das Seminar einen festen Platz in der Universität Tübingen fände«, sagt Nagel, »man muss raus, um bestehende Grenzen zu überwinden.« Deshalb geht es im nächsten Jahr weiter mit »Mathematik und Wirklichkeit«.

AW

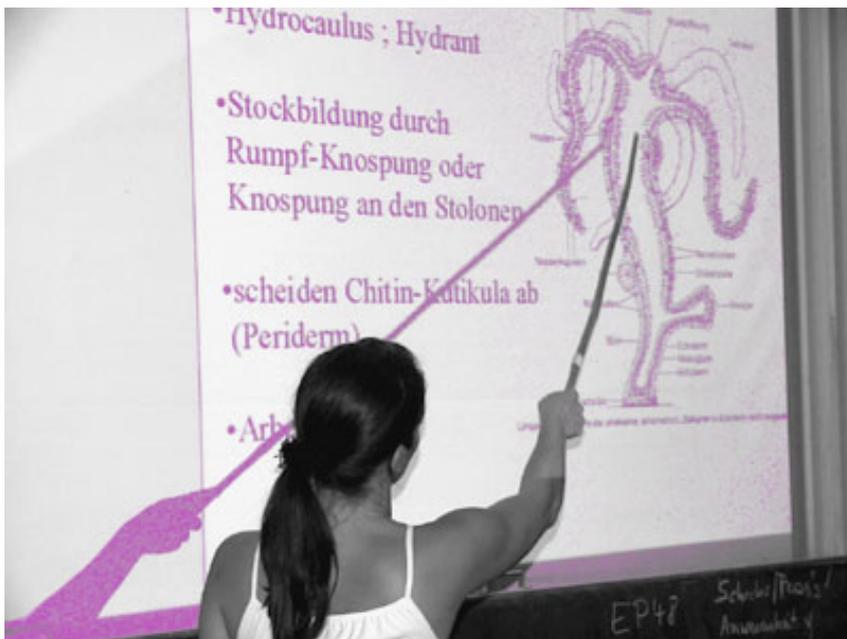
**Mehr über die mathematischen  
Romreisen:**

[www.fa.uni-tuebingen.de/RomSem/Rom/](http://www.fa.uni-tuebingen.de/RomSem/Rom/)

---

## Griffige Thesen und zappelnder Zeigestock

### Universitäre Rituale (5): Das Referat



Den Zeigestock ruhig halten und flüssig erklären: Sabine Eger beschreibt den Körperbau eines Polypen.

Foto: Haas

Dem Studenten begegnet es als Einzelunternehmung oder in Gruppenarbeit, häufig im Seminar, aber fast immer als Barriere vor dem Schein: das Referat. Kaum ein anderes Element der Lehrveranstaltungen an der Uni wird von Studierenden und Lehrenden so unterschiedlich angegangen, aufgenommen und bewertet. Was der eine Seminarteilnehmer zwischen Prüfungen und Freizeitstress auf die Schnelle zusammenträgt und in letzter Minute etwas in Form bringt, recherchiert der andere vielleicht gewissenhaft über Wochen. Malin Wegner etwa, Studentin der Komparatistik und Skandinavistik, fängt bei Referaten mindestens zwei Wochen vor dem Termin mit der Vorbereitung an: »Einen Tag vorher muss alles fertig sein.« Auch die Biologiestudentin Anita Wetzhold ärgert sich, wenn ein Referat unter Zeitmangel entsteht: »Wenn ich schlecht vorbereitet bin, verhaspele ich mich leichter. Mir ist es aber wichtig, den Vortrag souverän und flüssig zu halten.«

### Vorbereitung aufs Berufsleben

So unterschiedlich wie die Vorbereitungszeit sind auch die Anforderungen an die Präsentation. Wo in der einen Veranstaltung ein Konzeptpapier zum Ablesen genügt, muss es woanders schon eine Powerpoint-Präsentation sein, um den Ansprüchen zu genügen. Der Biologe Dr. Sven Gemballa beispielsweise legt in seinem Seminar über die Biologie mariner Organismen, das er zusammen mit Prof. Wilhelm Harder und Mirco Solé anbietet, sehr viel Wert darauf, den Teilnehmern eine gute Präsentationstechnik zu vermitteln. »Referate sind wichtig im Hinblick auf das Berufsleben«, begründet er seine Bestrebungen. Er will den Studenten bei ihren Vorträgen eine Dramaturgie beibringen, die den Zuhörer auch fesseln kann. Diese »Metafähigkeiten« seien nicht nur bei Lehrern gefragt, auch ein Wissenschaftler müsse schließlich seine Ergebnisse auf Kongressen der

Öffentlichkeit präsentieren.

Einen guten Vortrag halten zu können, fällt sicherlich auch unter die viel genannten Schlüsselqualifikationen, die jeder Student erwerben sollte. Doch nicht überall wird auch in diesem Sinne unterrichtet. »Dies ist eines der wenigen Seminare in der Biologie, bei dem so stark auf die Gestaltung des Referats geachtet wird«, meint Teilnehmer Volker Schmid. Neben Literaturempfehlungen erhalten die Studenten eine Liste mit den wichtigsten Tipps und Vorgaben zum Referat halten. Feedback-Regeln helfen Referenten und Zuhörern, bei der Manöverkritik nach dem Vortrag fair und konstruktiv zu bleiben. Und das funktioniert. Bis hin zur richtigen Aussprache der lateinischen Namen der Meerestiere, zum nervösen Herumzappeln mit dem Zeigestock oder brillant gemachten Computerfolien registrieren die Zuhörer sorgfältig, was gut gelaufen ist oder noch verbessert werden kann. Auch Viktoria Zugfil, die im Biologiestudium schon fortgeschritten ist, ist sich sicher, dass ihr die vielen Punkte, auf die in Gemballas Seminar geachtet wird, weitergeholfen haben.

Referate werden aber vor allem auch bei den Geisteswissenschaftlern gehalten. Georg Dörr, Dozent eines Seminars mit dem Titel »Deutschsprachige Literatur seit 1989 II«, hält es in erster Linie für wichtig, ein Thema mit Thesen und Beispielen vor Publikum griffig darzustellen. In seinem Seminar gibt es Anleitung zum Referat halten im begleitenden Tutorium. Die meisten seiner Studenten versuchen, ihr Referat frei oder nur mit Hilfe von Stichwortzetteln zu halten. Bei inhaltlichen Fehlern greift Dörr ein und lässt auch zusätzliche Informationen einfließen, etwa zum geschichtlichen Hintergrund von Filmen und Literatur. Anja Koppatz, Studentin der Komparatistik und Geschichte, schätzt Referate nur bedingt. Sie hält es zwar für wichtig, das freie Sprechen zu üben, »aber das Fachwissen kommt zu kurz«, findet sie. Vor allem wenn zwei Referate hintereinander gehalten werden, bleibe dazwischen kaum Zeit für eine Diskussion. Manchen Seminaren, meint sie, fehle die Struktur und vor allem eine Zeitbegrenzung. »Da gehst du raus aus dem Seminar und fragst dich, was habe ich da eben eigentlich gehört?«

JE/AW

---

Startseite

Editorial

Topthema

Bildthema

Forschung

Studium und Lehre

Unikultur

Portrait

Neue Gesichter

Unibund

Forum

### Üppige Frauenstatuetten und frühe Spiritualität

»Urmütter der Steinzeit« –  
Neue Ausstellung im Museum Schloss Hohentübingen

[weiter](#)



### Naherholung mit Kultfaktor

Fünf gute Gründe für das Stocherkahnfahren auf dem Neckar

[weiter](#)



### Den Menschen ästhetisch erziehen

Tübinger Poetik-Dozentur mit André Heller

[weiter](#)



### Schwieriger zu modellieren als ein Pinguin?

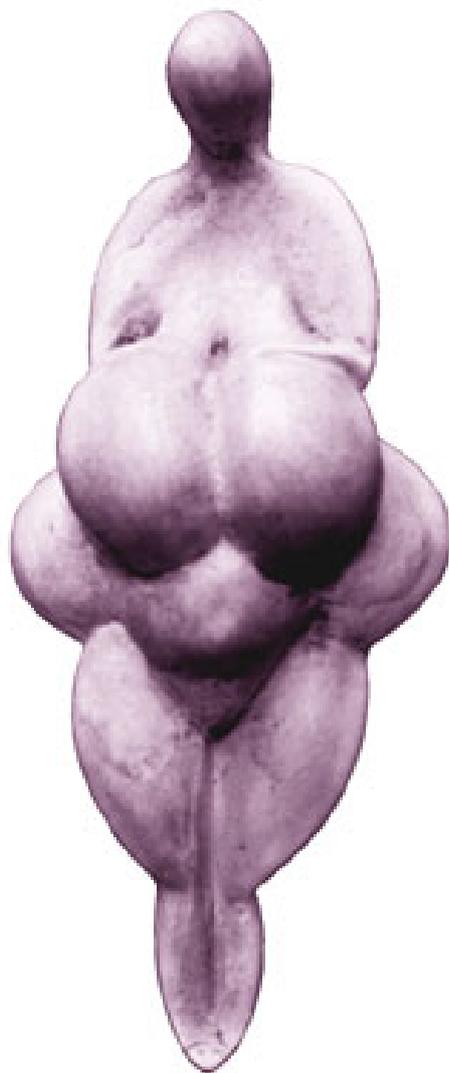
Als Modell im Uni-Zeicheninstitut

[weiter](#)



## Üppige Frauenstatuetten und frühe Spiritualität

»Urmütter der Steinzeit« – Neue Ausstellung im Museum Schloss Hohentübingen



Die weiblichen Merkmale sind bei dieser etwa 24.000 Jahre alten Figur aus Lespugue (Südfrankreich) überbetont.

Im Hintergrund:  
Die Figur vom Baikalsee (Sibirien) konnten sich die Steinzeitmenschen als Amulett umhängen.

Fotos: Hecker

Sie entsprechen so ganz und gar nicht unserem heutigen Schönheitsideal, wurden aber von unseren jungsteinzeitlichen Vorfahren als Göttinnen verehrt. In einer neuen Ausstellung zeigt das Museum Schloss Hohentübingen vom 24. Oktober an etwa 90 Abgüsse so genannter Urmütter aus der Sammlung von Ruth Hecker, die durch die zeitgenössischen Gemälde der Künstlerin Judith Hecker ergänzt werden.

Derlei üppige Frauenstatuetten mit schweren, hängenden Brüsten und betonter Beckenregion wurden in zahlreichen altsteinzeitlichen Fundstätten Europas und Asiens entdeckt. Sie sind aus Mammutelfenbein, Knochen oder gebranntem Ton geschaffen und zwischen 27.000 und 14.000 Jahre alt. Die berühmteste ihrer Art ist wohl die Venus von Willendorf.

### Abbilder der Schöpfung

Über die konkrete Verwendung der teils weniger als fünf Zentimeter kleinen Statuetten gibt es nur Mutmaßungen. »Sie müssen eine symbolische Bedeutung für die Jäger und Sammlerinnen besessen haben«, erläutert Ruth Hecker. »Die Frau mit ihrer Fähigkeit, Leben hervorzubringen, war offenbar das Abbild der schöpferischen Kräfte des Lebens.« Möglicherweise stellten sie Ahnenmütter der Sippe dar und dienten als Schutzfiguren in Notsituationen oder bei der Geburt. Einige Figuren weisen Bohrungen auf, so dass man sie sich als Amulett umhängen konnte.

Nach Ruth Hecker deutet die Tatsache, dass einige der Figuren mit rotem Ocker, der Farbe des Blutes und des Lebens, bemalt waren, auf ihre Verwendung in Zeremonien mit symbolischem oder magischem Charakter hin. Dass sich in den Skulpturen der Altsteinzeit schon die Vorstellung einer Muttergöttheit im heutigen Sinne äußert, sei dagegen eher unwahrscheinlich. Die Frauendarstellungen seien ein Ausdruck frühester Spiritualität sowie Zeugnisse der Auseinandersetzung der Menschen mit Leben und Tod, Sexualität und Geburt. »Sie sind also konkrete Abbilder weiblicher Lebenswirklichkeit«, ergänzt Ruth Hecker. Für die Jungsteinzeit sei ihre Verehrung als Muttergöttinnen, vor allem im Vorderen Orient und im mittel- und osteuropäischen Raum, bereits anzunehmen.

»Das Besondere an der Ausstellung ist die Beurteilung der Rolle der Frau in den steinzeitlichen Gesellschaften«, sagt Dr. Harald Floss vom Institut für Ur- und Frühgeschichte, der die Sonderausstellung nach Tübingen holte. »Dabei vermittelt sie jedoch nie den Eindruck eines einseitig feministischen, sondern eines ausgewogenen Ansatzes.« Die Statuetten-Sammlung ergänze außerdem hervorragend die berühmten Tierskulpturen der Vogelherd-Höhle, die das Tübinger Museum in seiner Dauerausstellung präsentiert. Diese liegen nämlich mit einem Alter von etwa 35.000 Jahren chronologisch unmittelbar vor den meisten Frauenfiguren.

Die kontemplativ wirkenden, nicht gegenständlichen Bilder von Judith Hecker rahmen die Statuetten ein. Harald Floss sieht darin ein geschlossenes Gebilde, eine Art »imaginären Schutzwall«, der dem Besucher ermöglichen soll, sich in die Materie zu vertiefen.

### »Erleben von Spiritualität«

Dies ist ganz im Sinne der Ausstellungsmacherinnen. Ruth und Judith Hecker wollen den Betrachter mit der Kombination aus Gemälden und Figuren zu einer eigenen Wahrnehmung und eigenen Interpretationsmöglichkeiten anregen und damit die spirituelle Dimension des Themas erlebbar machen. »Über die sinnliche Erfahrung kann der Besucher sich ein eigenes Bild machen«, sagen die Schwestern. In einem Aktivbereich laden sie ferner dazu ein, Gravierungen oder Figuren selbst herzustellen.

Ruth Hecker ist eine langjährige Kennerin der steinzeitlichen Kunst. Sie studierte einige Semester Ur- und Frühgeschichte an der Universität zu Köln und gibt heute neben ihrem Beruf als Lehrerin in Rheinland-Pfalz Kurse in steinzeitlichen Kunsttechniken. Judith Hecker, die ihre Kunst als rituelle Malerei versteht, lebt und arbeitet im Bergischen Land bei Köln.

## »Urmütter der Steinzeit – Bilder weiblicher Schöpfungskraft«

ist vom 24. Oktober 2003 bis zum 25. Januar 2004 im Museum Schloss Hohentübingen zu sehen. Das Museum ist in dieser Zeit mittwochs bis sonntags von 10 bis 17 Uhr geöffnet. Zur Eröffnung am 24. Oktober hält Ruth Hecker einen Diavortrag. Zur Ausstellung ist ein Katalog erschienen.

---

## Naherholung mit Kultfaktor

Fünf gute Gründe für das Stocherkahnfahren auf dem Neckar



Kultig im Kreis: romantisches Stocherkahnfahren ist keine reine Männerbeschäftigung mehr.

Foto: Haas

Es gibt Dinge zwischen Himmel und Erde, die wir nur schwer verstehen. Warum in aller Welt begeben sich tagtäglich erwachsene Bürger am Tübinger Neckarufer in einen wackligen Kahn, um damit ein paar Meter hin- und herzufahren und schließlich wieder genau dort an Land zu gehen, wo sie vorher eingestiegen sind? Wir haben darüber nachgedacht und mindestens fünf gute Gründe gefunden.

### Die Entdeckung der Langsamkeit

Für den stressgeplagten Menschen des Industriezeitalters bietet das Stocherkahnfahren eine willkommene Gelegenheit auszuspazieren. Während sich moderne Verkehrsmittel darin überbieten, immer neue Geschwindigkeitsrekorde aufzustellen, besticht der Stocherkahn gerade durch seine archaische Langsamkeit. Wer einmal versucht hat, auf der Fahrt mit dem ICE bei Tempo 300 einen Eindruck von der am Auge vorüber ziehenden Landschaft zu erhaschen, weiß um die Eintönigkeit modernen Reisens. Ganz anders die Bootsfahrt auf dem Neckar: Hier schaut keiner auf die Uhr, es sei denn, er hat im Anschluss eine Stadtführung gebucht. Zeit haben und sich Zeit nehmen, das ist der entscheidende Faktor, der den trägen Kahn zu einem attraktiven Naherholungsgebiet für gehetzte Zeitgenossen macht.

## Der romantische Blick

Wer in den Stocherkahn steigt, setzt eine andere Brille auf. Schon bevor das Wasser am Bugrand plätschert, ist das Bild von der lauschigen Bootstour im Gehirn angelangt. Kein Wunder: Wer aus dem Kahn schaut, erblickt kleine, eng um die Stiftskirche geschmiegte Fachwerkhäuschen, deren Fassaden sich sanft im Wasser spiegeln. Kein rauchender Schornstein in Sicht, nichts, was dieses beschauliche Idyll trüben könnte. Höchstens eine lärmende Schulklasse oder ein Nebensitzer, der einem unbedingt den neuesten Witz erzählen möchte. Ansonsten ist man ganz sich selbst und der Betrachtung des vorbeiziehenden Neckarufers überlassen. Träumen kann man wunderbar auf dem Stocherkahn, und so manche Romanze hat hier begonnen.

## Lust am Kult

Auch der Kultfaktor sollte beim Stocherkahnfahren nicht unterschätzt werden. Vor allem das alljährliche Rennen ist eine allseits beliebte Gaudi, zu der Einheimische wie Studenten zahlreich erscheinen. Das kraftmeierische Gehabe darum, wer wohl am schnellsten die Neckarinsel umrundet und der anschließende Lebertrantrunk, der die Verlierermannschaft erwartet, sind rituelle Höhepunkte Tübinger Freizeitkultur. Wer nicht dabei war, fühlt sich irgendwie ausgeschlossen, wenn ihm die anderen begeistert von dem Spektakel berichten. Auch die abendliche Bootstour mit einem Kasten Bier an Bord ist ein unter jungen Leuten beliebter Sport, der allerdings die Verkehrssicherheit auf dem Neckar nicht wirklich beeinträchtigen dürfte.

## Die Kreisfahrt

Wer kann schon die Frage beantworten, woher wir kommen und wohin wir gehen? Über den Sinn des Lebens ist schon viel philosophiert worden, und auch der Stocherkahn leistet einen wichtigen Beitrag zur Erhellung unserer Existenz. Kaum irgendwo können wir unser Dasein so schwerelos und dem Augenblick ergeben genießen wie beim müßigen Dahintreiben auf dem Neckar. Wer ein Ziel sucht, hat es leicht gefunden: den Anlegesteg am Hölderlinturm. Das Ende der Bootstour bringt uns wieder zurück zu deren Beginn, und wer es philosophisch mag, kann diese Kreisfahrt als Metapher für den Lebenszyklus nehmen. Glücklicherweise ist die Zahl der Schiffbrüchigen im Neckar nicht sonderlich hoch, so dass die meisten am Schluss ihrer Reise wieder im sicheren Hafen landen. . .

## Neckar-Esoterik

Zum Wesen einer esoterischen Wissenschaft gehört es, dass sie sich für den Laien unverständlich ausdrückt. Was mit Begriffen wie »Bugsau« oder »Die Stange bleibt am Mann« gemeint ist, erschließt sich nur dem Kenner. Und wie es sich für einen esoterischen Kult gehört, ranken sich um die Heroen des

Stocherkahnfahrens geheimnisumwitterte Mythen: Sagenumwoben ist zum Beispiel die gefährvolle Bremerhaven-Reise der Tübinger Studentenverbindung Wingolf, eine moderne Odyssee im Jahre 1982. Ebenso legendär: das Vordringen von Frauen in dieses traditionell männliche Ritual, gekrönt 1998 dem sensationellen Rennsieg der Laetitia-Amazonen.

## Glücklich durch Stocherkahnfahren?

Am Ende unserer kurzen Betrachtung steht, wie in der antiken Philosophie, die Frage nach dem Glück, das uns die segensreiche Einrichtung des Stocherkahnfahrens beschert. Glücklich durch Stocherkahnfahren? Wie wir gesehen haben, gibt es für diese Ansicht eine Reihe guter Gründe. Wer dennoch zweifelt, der sollte den Kahn doch einmal ausprobieren.

Steffen Seischab

### Literatur:

Stefan Karl Hug/ Jörg Mielke: »Die Stange bleibt am Mann«. Der Stocherkahn und das Stocherkahnrennen in Tübingen. Universitas. Tübingen 2000.

## Den Menschen ästhetisch erziehen

Tübinger Poetik-Dozentur mit André Heller



Gehört seit Jahrzehnten zu den erfolgreichsten Multimediakünstlern der Welt: der Schriftsteller, Sänger, Gartenkünstler, Filmemacher und Zirkus-Manager André Heller.

Foto: Artevent GmbH, Wien

Viele kennen André Heller als den Initiator des Zirkus »Roncalli« oder der Akrobatenpräsentation »Begnadete Körper«. Und in der Tat will die Tübinger Poetik-Dozentur mit André Heller einen Künstler vorstellen, der nur bedingt in das Raster des gängigen Literaturbetriebs passt. 1947 in Wien geboren, zählt er seit Jahrzehnten zu den erfolgreichsten und einflussreichsten Multimediakünstlern der Welt. Seine Verwirklichungen umfassen Prosaveröffentlichungen und Prozessionen, Gartenkunstwerke und Wunderkammern sowie die Erneuerung von Zirkus und Variété. Gedichte und Chansons gehören ebenso zu seinem Werk wie Filme, avantgardistische Vergnügungsparks (»Luna Luna«), Feuerspektakel, Theaterstücke und Shows, die vom Broadway bis zum Wiener Burgtheater, von Indien bis China, von Südamerika bis Afrika ihre Akteure und ihr Publikum fanden.

### Grenzen überwinden

In jüngster Zeit gestaltete André Heller nicht nur die finale Präsentation der Bewerbung Deutschlands um die Fußball WM 2006, sondern nun auch das schon in diesem Jahr gestartete kulturelle Programm zur Weltmeisterschaft. Für seinen Dokumentarfilm »Im toten Winkel«, der im Rahmen der Poetik-Dozentur auch gezeigt und besprochen werden soll, erhielt Heller 2002 den Publikumspreis der »Berlinale« und seither weltweit viele andere Preise. Hellers erweiterter und übergreifender Kunstbegriff war prägend für die zeitgenössische Tendenz, vorgegebene Gesetze und Grenzen artistisch zu überwinden. Seine Arbeiten können als Teile eines umfassenden Gesamtprojekts verstanden werden, das eine »ästhetische Erziehung des

Menschen« zum Ziel hat.

An drei Abenden in der Zeit vom 10. bis 13. Dezember 2003 wird André Heller seinen künstlerischen Werdegang und seine artistischen Konzepte dem Publikum der Tübinger Poetik-Dozentur – die nun bereits zum 17. Mal von der Würth-Gruppe Künzelsau gefördert wird – vorstellen. Themen werden unter anderem sein »Künstlerisches Grenzgängertum, Sich lernend verwandeln, Die Welt mit Schönheit möblieren, Ein Leben als poetischer Akt« sowie »Poesie und Politik«.

Mehr als ein Dutzend Buchveröffentlichungen Hellers sind zu erwähnen, darunter die Erzählbände »Die Ernte der Schlaflosigkeit in Wien« (1985), »Auf und Davon« (1979), »Schlamassel« (1993), »Als ich ein Hund war« (2001), sowie der Roman »Schattentaucher« (1987) und der Gedichtband »Sitzt ana, und glaubt, er is zwa« (1996).

## Weitere Bücher von André Heller

**Augenweide. Der Garten der Gärten. (2003)**

**Bilderleben. Öffentliches und Privates 1947 - 2000. (2000)**

**Julian oder das Buch vom Süden. (1998)**

**Die Zaubergärten des André Heller. (1997)**

**Wallfahrt zum Allerheiligsten der Phantasie Lieder, Prosa, Tagebücher. (1990)**

**Es werde Zirkus. Ein poetisches Spektakel. (1982)**

**Die Sprache der Salamander. Lieder 1971 - 1981. (1981)**

**sie nennen mich den messerwerfer. lieder, worte, bilder. (1974)**

---

## Schwieriger zu modellieren als ein Pinguin?

Als Modell im Uni-Zeicheninstitut



Die Entstehung einer Tonskulptur (links unten) und ein fertiges Kunstwerk (oben). An den Posen wird deutlich, dass Modellstehen Knochenarbeit ist.

Foto: von Ulardt

»Vielleicht im Stehen und mit den Armen nach oben, dann verteilt sich die Masse ein wenig?!« Künstler Wilfried S. ist mit der Wahl des fülligen Modells für diesen Abendkurs nicht ganz zufrieden. Er hatte mit einer schlankeren Erscheinung gerechnet. Seine Frau Marianne, ebenso künstlerisch veranlagt, stupst ihn in die Seite. Ich muss unwillkürlich lachen. Beide haben schon einige Aktmalkurse im Uni-Zeicheninstitut besucht und sich jetzt für einen Modellierkurs angemeldet. Nun sollen sie mit den anderen fünf Teilnehmern und dem Kursleiter entscheiden, wie das Aktmodell die nächsten drei Monate jeden Mittwochabend für drei Stunden sitzen, liegen oder stehen soll. Glücklicherweise habe ich bei der Auswahl der Position auch ein Stimmrecht, und so entscheide ich mich – sehr zur Enttäuschung von Wilfried – gegen die Arme-Oben-Variante.

Wilfried ist Arzt und Hobbykünstler, ich bin Studentin und Aktmodell. Die nächsten zwölf Mittwochabende werde ich mit ihm und sechs anderen mehr oder weniger begabten Hobbykünstlern verbringen, die mich genauestens unter die Lupe nehmen und unter der Anleitung eines erfahrenen Bildhauers eine Skulptur meines Körpers erschaffen werden.

Glücklicherweise ist der Kursleiter selbst früher Akt gestanden, er weiß also um die Anstrengungen und Ermüdungserscheinungen, die nach längerem Sitzen oder Stehen auftreten, kann mitfühlen, welche Positionen gut zu halten sind und welche nicht.

### Schinkenhörnchen für die Pause

Nachdem wir endlich festgelegt haben wie ich stehen soll, wird vom Scheitel bis zur Sohle Maß genommen, jeder Umfang und Abstand wird gedrittelt, die Skulptur soll ja nicht lebensgroß werden. Mit anerkennendem Nicken wird festgestellt, dass nicht nur der Hüftumfang beachtlich ist, sondern auch der Schädel einen enormen Umfang von 57 Zentimetern aufweist. Wilfried schüttelt zeitweilig gedankenverloren den Kopf, während seine Frau Marianne mit einem strengen Blick auf ihren Gatten immer wieder überzeugend darstellt, dass das heutige weibliche Schönheitsideal nicht gerade frauenfreundlich ist.

Die drei Stunden vergehen erstaunlicherweise wie im Fluge. Über dem Maßbandhalten, Rechnen und Erzählen vergesse sogar ich, eine Pause anzukündigen. Auf dem Heimweg verdaue ich nicht nur den Schokoriegel, den mir Marianne geschenkt hat, sondern auch die Informationen über die anderen Kursteilnehmer, die sich nach und nach an meine Nacktheit gewöhnten und sich an der Diskussion über das gängige Schönheitsideal beteiligten. Ein pensionierter Kapitän ist auch dabei, der schon alle sieben Weltmeere befahren hat und von dem ich später erfahre, dass ich schwieriger zu modellieren sei als ein Pinguin.

Beim zweiten Treffen runzelt Wilfried nur noch vorsichtig die Stirn, während ihm Marianne einen dicken Klumpen Lehm in die Hand drückt. Sie hat Schinkenhörnchen für die Halbzeit mitgebracht, ist aber dennoch erstaunt, dass ich fast alle 20 Minuten eine kurze Pause mache, um mich etwas durchzuschütteln und Blut in die eingeschlafenen Glieder zu bekommen. Nach jeder Pause stellt Kursteilnehmerin Jacqueline fest, dass meine Position sich verändert hat, und gemeinsam versuchen wir, die richtige Pose wiederzufinden, denn jede noch so kleine Drehung verändert das Gesamtbild meiner Erscheinung enorm. Auch an den nächsten Abenden bringt immer einer der Künstler etwas zu essen mit: Nicht auszudenken, wie viel Ton man wieder abkratzen müsste, sollte ich ein paar Pfunde verlieren.

Die zwölf Abende sind viel zu schnell vorbei, die Kursteilnehmer kennen inzwischen meinen Körper besser als ich selbst und auch ich habe jeden Künstler aus einem anderen Blickwinkel betrachten können – Wilfried zum Beispiel, der mir irgendwann freudestrahlend erklärte, dass er nun endlich wisse, was es heißt, einem Körper ein Volumen zu geben.

Claudia Jochen

---

## Der Notarzt für die erste Reihe

Seit rund 20 Jahren ist Dr. Michael Schulze für die ärztliche Betreuung hoher Gäste der Tübinger Universität zuständig. Seinen Zusatzjob, den »Personenschutz für den ärztlichen Bereich«, erledigt er im Ehrenamt.



Im »Schockraum« werden erste lebensrettende Maßnahmen ergriffen – hier nur eine Übung.

Foto: Bühler

Wenn Michael Schulze in seinem orangeroten Overall im Festsaal der Neuen Aula erscheint, ist die Prominenz nicht weit. Der Anästhesist und Notarzt kommt nämlich immer dann, wenn die Universität oder die Stadt Tübingen hohen Besuch erwarten. Dann sitzt er in der ersten Reihe und garantiert, dass Staatsgäste, Politiker und prominente Persönlichkeiten im Notfall sofort medizinisch versorgt werden können.

Den meisten Gästen ist das durchaus recht, wobei Ausnahmen die Regel bestätigen – wie im Fall des Dalai-Lama. Als dieser 1988 den Dr.-Leopold-Lucas-Preis erhielt, ließ sich das religiöse Oberhaupt der Tibeter alle Leute vorstellen, die in der ersten Reihe saßen. So lernte er auch Michael Schulze kennen, der ihm erklärte, er sei für seine medizinische Behandlung im Notfall zuständig. Mit tiefgründigem Lächeln erwiderte der Dalai-Lama: »Ich weiß nicht, ob ich das überhaupt möchte, es sind hier so viele ältere Personen, die Ihre Hilfe vielleicht nötiger hätten...« Ob diese Zurückhaltung damit zu tun hatte, dass die Tibeter von der Schulmedizin wenig überzeugt sind, oder ob es die leise Ironie des prominenten Gastes war, konnte Michael Schulze bis heute nicht klären.

Seit Mitte der 70er-Jahre hatte er immer wieder Gelegenheit, bekannte Persönlichkeiten hautnah zu erleben. Denn seitdem gibt es – vor dem Hintergrund des RAF-Terrorismus – den »Personenschutz für den ärztlichen Bereich«. Und Michael Schulze ist der erste und einzige Notarzt in Tübingen, der diesen Job macht: »Das hat sich mit den Jahren so eingebürgert«, meint er schmunzelnd, und ergänzt: »Nach 30 Jahren Berufserfahrung hat man so was drauf.« Angefordert wird er offiziell durch die Landespolizeidirektion. Die Anfrage durchläuft verschiedene Stellen und landet schließlich bei der Universität. Von da erfährt Michael Schulze, wann und wo seine Anwesenheit erwünscht ist.

**Eigenes Blut in der Kühlbox**

Es ist ein Ehrenamt, das der leitende Oberarzt ausübt, doch der Einsatz lohnt sich, wie er findet: »Ich bin immer nahe am Geschehen, habe quasi einen Logenplatz.« Mittlerweile hat er diesen Platz nicht mehr ganz so oft. Die Gefahr terroristischer Anschläge auf Politiker in Deutschland ist zurückgegangen. Das war in den 70er-Jahren noch anders, zum Beispiel beim 500-jährigen Universitätsjubiläum, als sowohl Bundeskanzler Helmut Schmidt wie auch Bundespräsident Walter Scheel in Tübingen Station machten: »Die rechneten mit einer echten persönlichen Gefährdung und brachten in einer Kühlbox ihr eigenes Blut mit«, erinnert sich Michael Schulze. »Volumenersatzmittel« im Notfallkoffer und die Blutbank der Universitätsklinik in der unmittelbaren Nähe machen diese Vorsichtsmaßnahmen heute überflüssig.

Die Angst ging zurück, erhielt aber durch die Übergriffe auf den damaligen Innenminister Wolfgang Schäuble und den Ex-SPD-Vorsitzenden Oskar Lafontaine neue Nahrung. Michael Schulze erinnert sich: »Besonders Lafontaine schien verunsichert.« In der Regel verhält sich die Polit-Prominenz aber mediengerecht: »Die gehen das sehr locker an«, bestätigt der Notarzt.

Alle amtierenden Bundeskanzler und Bundespräsidenten hat er in seinem Job in den vergangenen Jahren kennen gelernt. Natürlich auch Helmut Kohl, der, massig und groß, bei dem dreifachen Familienvater schon gewisse Befürchtungen auslöste: »So eine Körperfülle ist natürlich schwerer zu managen«, erklärt er. Im Gedächtnis blieb dem gebürtigen Rheinländer auch, dass sich Helmut Kohl für ein ausgiebiges Frühstück im Restaurant »Museum« begeistern konnte.

### Bisher reine Prävention

Angetan mit seiner Dienstkleidung, begegnete der 57-jährige Anästhesist bei seinem jüngsten Einsatz auch dem britischen Premierminister Tony Blair: »Sehr strahlend, jugendlich, locker – im Vergleich zu den älteren Herren wirkte er wirklich sehr jungenhaft«, fasst der Notarzt seinen Eindruck des Briten zusammen. Haben sich ausländische Staatschefs angekündigt, gilt die höchste Sicherheitsstufe. Dann ist Michael Schulze immer mit von der Partie. Ungefähr eine Stunde bevor die Veranstaltung beginnt, treffen sich die Sicherheitsleute von der Polizei am Einsatzort. Sie erstellen einen Zeitplan, besprechen, ob spezielle Gerätschaften notwendig sind, und legen fest, wo der Fluchtweg ist. Auch Michael Schulze ist in die Beratung eingebunden.



Dr. Michael Schulze auf dem Hubschrauberlandeplatz des Tübinger Universitätsklinikums.

Foto: Bühler

Bei jedem Einsatz vor Ort begleitet ihn ein Rettungsassistent des »Deutschen Roten Kreuzes« (DRK). Dabei haben sie zwei Notfallkoffer, die auf den »worst case« hin ausgestattet sind. Sie enthalten beispielsweise Medikamente für die Herz-Lungen-Wiederbelebung, Intubationsgerätschaften und ein EKG mit Defibrillator. »Der Notarzt stellt zusammen mit dem Rettungsassistenten die kleinste Behandlungseinheit dar«, erklärt Michael Schulze. Die Frage, ob diese Behandlungseinheit bei den zahlreichen Einsätzen auch schon tätig werden musste, beantwortet er mit: »Toi, toi, toi, nein. Bisher war alles nur reine Prävention.«

Michael Schulze ist Facharzt für Anästhesiologie und Notfallmedizin. Wieso finden sich gerade in der Notfallmedizin so viele Anästhesisten? »Die Reanimation war von Anfang an zentraler

Bestandteil der Anästhesiologie, die es als medizinisches Fachgebiet in Deutschland seit den 50er-Jahren gibt«, so Michael Schulze. Aus der Einsicht, dass es lebensrettend sein kann, wenn in Notfällen der Arzt zum Patienten kommt und nicht umgekehrt, entwickelte sich später die Notfall- und Rettungsmedizin, erklärt er.

Mit der Zunahme der Verkehrsunfälle Anfang der 60er-Jahre wurde der Notarzt – zunächst in den Großstädten – beim Rettungsdienst institutionalisiert. Michael Schulze: »Diese Notärzte waren meist Anästhesisten.« Sie sind es in der Mehrzahl heute noch: Das ärztliche Personal des Rettungsdienstes im Landkreis Tübingen besteht zu ungefähr zwei Dritteln aus Anästhesisten und zu einem Drittel aus Chirurgen. Seit 1979 gibt es auch hier einen organisierten Notarztendienst.

### Notfallparcours für Studierende

Neben seinem Ehrenamt hat Michael Schulze natürlich auch sonst noch ein bisschen zu tun. Im »Hauptberuf« ist er leitender Oberarzt an der Universitätsklinik für Anaesthesiologie und Transfusionsmedizin, Abteilung Anaesthesiologie und Intensivmedizin. Neben seiner Tätigkeit im OP

– inklusive der Narkosen für VIPs – hat er aber auch zahlreiche administrative und organisatorische Aufgaben. Und Michael Schulze ist in der Lehre aktiv. Spezielle Vorlesungen für die Medizinstudenten und angehenden Anästhesisten mit praktischen Übungen gehören zu seinem Pflichtprogramm. Sein Wunsch für die nahe Zukunft wäre ein »Notfallparcours« für Studierende, in dem diese gruppenweise medizinische Hilfe bei verschiedenen Notfällen einüben könnten. »Bestimmte Abläufe zu trainieren, ist gerade in der Notfallmedizin besonders wichtig«, betont Michael Schulze.

Der Arztberuf dominiert auch das Privatleben des stets hilfsbereiten Wahltübingers. Seine Frau ist Augenärztin, und die drei Söhne studieren allesamt Medizin. »Leider«, wie Michael Schulze findet.

GABRIELE FÖRDER

### Notfallmedizin heute

Bei Notfällen stehen heute Herz-Kreislauf-Erkrankungen neben schweren Verletzungen im Vordergrund. Das liegt unter anderem an den verbesserten Sicherheitsmaßnahmen im Auto und am Arbeitsplatz. Entsprechend ging die Zahl der Pkw- und Berufsunfälle zurück. Deutlich angestiegen ist dagegen die Zahl der Zweirad-, vor allem Fahrradunfälle. Mit schnellen Rädern und ohne Schutzhelm endet die Ausfahrt für Radler nicht selten auf der Intensivstation.



- Startseite
- Editorial
- Tophema
- Bildthema
- Forschung
- Studium und Lehre
- Unikultur
- Portrait
- Neue Gesichter**
- Unibund
- Forum

### Gabriele Dodt

[weiter](#)



### Rainer Treptow

[weiter](#)



### Martin Röcken

[weiter](#)



### Joachim Grammig

[weiter](#)



## Gabriele Dodt

Auf eine C 3-Professur für Biochemie wurde Gabriele Dodt berufen, die damit die Nachfolge von Wolfgang Voelter antritt. Sie wurde 1960 in Witten geboren und studierte Medizin an der Universität Köln. Nach Staatsexamen und Promotion in Physiologischer Chemie (1986) ging sie an die Universität Bochum, wo sie wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Physiologische Chemie war. Anschließend arbeitete sie zwei Jahre an der Johns Hopkins University in Baltimore. Zurück in Bochum erhielt sie das Lise Meitner-Stipendium und habilitierte sich im Jahr 2000 mit einer Arbeit über »Peroxisomale Erkrankungen – Ein Beitrag zur Identifizierung der für angeborene Störungen der Biogenese von Peroxisomen verantwortlichen Gene.« Dies ist auch das Thema, das sie weiterhin in der Abteilung Zellbiochemie am Institut für Physiologische Chemie beschäftigen wird. Peroxisomen sind Zellorganellen, die vor allem für den Fettstoffwechsel von großer Bedeutung sind. Durch genetische Defekte kann es vorkommen, dass sie nicht funktionstüchtig sind oder gar nicht erst gebildet werden. Je nach Ausprägung kann dies schon im frühesten Kindesalter tödlich sein. Gabriele Dodt beschäftigt sich vor allem mit der Entwicklung der Peroxisomen in den Zellen und den dafür verantwortlichen Genen und Proteinen. Ein Fernziel ihrer Forschung ist es, Ansatzpunkte zur Behandlung der peroxisomalen Stoffwechselstörungen zu finden.

---

## Rainer Treptow

Rainer Treptow wurde auf eine C 4-Professur für Erziehungswissenschaft mit dem Schwerpunkt Sozialpädagogik berufen und tritt damit die Nachfolge von Hans Thiersch an. Er wurde 1954 in Remscheid geboren und studierte Erziehungswissenschaft, Philosophie und Soziologie in Düsseldorf und Tübingen. 1985 promovierte er in Tübingen über die Bedeutung von Alltag und Utopie in der sozialen Arbeit. Er arbeitete als wissenschaftlicher Assistent und Hochschuldozent und habilitierte sich mit einer Untersuchung über jugendkulturelle Bewegungs- und Erlebnisformen. Von 1993 bis 2003 hatte er an der Universität Jena eine Professur für Sozialpädagogik inne. Für die Arbeit in seiner schwäbischen Wahlheimat hat er sich vier Schwerpunkte gesetzt: Im Bereich Bildung und soziale Arbeit wird er sich mit außerschulischen Bildungsprozessen in Europa und mit Kindertagesstätten beschäftigen. Zwei weitere Themen sind die Internationalisierung und Regionalisierung sozialer Dienste, beispielsweise die soziale Arbeit in Japan und in der internationalen Katastrophenhilfe. In einem neuen Forschungsvorhaben wird er sich mit der Medienpräsenz und visuellen Darstellung sozialpädagogischer Fragen befassen.

---

## Martin Röcken

Neuer C 4-Professor für Dermatologie und Ärztlicher Direktor der Universitäts-Hautklinik ist seit September 2002 Martin Röcken. Der 1956 bei Starnberg geborene Hautarzt und Allergologe übernahm die Nachfolge von Gernot Rassner. Nach einer klinischen Ausbildung als Assistenzarzt im Städtischen Krankenhaus in München-Schwabing promovierte Röcken 1986 an der Ludwig-Maximilians-Universität. Von 1988 an widmete er sich fünf Jahre der Forschung, zuerst an der Université de Genève, dann am National Institute of Health in Maryland. Er beschäftigte sich mit der Pathogenese von Autoimmunerkrankungen und entwickelte Konzepte für eine Therapie. Im Jahr 1993 übernahm er die Leitung des Immunologischen Labors der Universität München, habilitierte sich dort 1994 für das Fach Dermatologie und hatte von 1998 bis 2002 die C 3-Professur für Dermatologie und Venerologie inne. Seine Forschung ist auf die kontrollierte Steuerung des Immunsystems für die Therapie von Tumoren und Autoimmunerkrankungen ausgerichtet. Durch den Einsatz spezifischer Immunzellen im Sinne einer »antientzündlichen Impfung« lässt sich die Immunantwort gezielt steuern und so das Risiko einer generellen Immunsuppression umgehen.

---

## Joachim Grammig

Seit 1. April 2003 ist Joachim Grammig neuer C 4-Professor für Statistik und Ökonometrie an der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät. Im fränkischen Alzenau 1963 geboren, studierte er nach einer Ausbildung zum Industriekaufmann an der Universität Frankfurt Wirtschaftswissenschaften. Dort promovierte er 1994 im Rahmen eines DFG-Projekts über panelökonomische Fragestellungen. Nach zwei Jahren in der Unternehmensberatung Roland Berger entschied er sich 1996, an die Universität Frankfurt zurückzukehren. Als wissenschaftlicher Assistent am Lehrstuhl für Statistik und Ökonometrie vertiefte er seine Studien am Sozio-Ökonomischen Panel. Im Jahr 2001 habilitierte er sich über Mikrostrukturen auf Finanzmärkten. Es folgten eine Lehrstuhlvertretung an der Universität Darmstadt und 2002 eine Professur an der Universität St. Gallen. Preisfindung und Liquiditätsdynamik auf Finanzmärkten bleiben Thema seiner Arbeit in Tübingen. Dabei geht es u.a. um asymmetrische Informationseffekte und Modellierungen von optimierten Designs für Finanzmärkte.

---

## Geld für die Wunschliste

Universität und Universitätsbund sammeln Spenden zur Finanzierung wichtiger Projekte



Die Brunnen an der Frauenklinik wurden bereits restauriert. Nun fehlt es noch an einer Umwälzanlage, um sie Wasser sparend und kostengünstig zu betreiben.

Foto: Bühler

Die öffentlichen Kassen sind leer. Auch das Land Baden-Württemberg und die Universität Tübingen bekommen das zu spüren. Deshalb wirbt die Universität gemeinsam mit dem Universitätsbund in einer soeben erschienenen Broschüre um Spenden.

Ein längerfristig zu förderndes Projekt ist beispielsweise das Fachsprachenzentrum. Hier können die Studierenden Qualifikationen erwerben, die vom Arbeitsmarkt stark nachgefragt werden. Gleiches gilt auch für den Career Service: Er ist eine zentrale Schnittstelle zwischen Universität und Wirtschaft und bietet unter anderem ein Programm zur Vermittlung von Schlüsselqualifikationen für Studierende aller Fakultäten.

Der Kontakt zu ihren ehemaligen Angehörigen und zu ausländischen Hochschulen ist der Universität besonders wichtig. Mit dem Alumnat entsteht ein weltweites Netzwerk, das den Austausch zwischen den Absolventen fördern und sie nicht zuletzt möglichst zahlreich für den

Universitätsbund gewinnen soll. Um die Wettbewerbsfähigkeit zu stärken und den wissenschaftlichen Nachwuchs zu fördern, baut die Universität ihre internationalen Beziehungen aus. Erfolgreiche wissenschaftliche Kooperationen, Austauschprogramme und das Internationale Kolleg tragen dazu bei.

Gefördert werden auch Forschung und Kultur an der Hochschule. Das Collegium Musicum ist auf vielen Gebieten der Musik aktiv und verwaltet umfangreiche Noten- und Instrumentenarchive. Der Hochschulsport steht Studierenden, Freunden und Mitarbeitern der Universität offen. Zahlreiche archäologische und geologische Entdeckungen haben der Universität in der letzten Zeit eine hohe Medienpräsenz und öffentliches Interesse beschert. Die aufwendigen Grabungen sind ebenfalls auf laufende Zuschüsse angewiesen.

Neben diesen langfristigen Projekten steht auch eine Reihe von einmaligen Vorhaben auf der Wunschliste. Dazu zählen die Neueinrichtung eines Wohnheims für ausländische Wissenschaftler sowie die dringend notwendige Renovierung des bereits bestehenden Heimes. Eine weitere geplante Baumaßnahme betrifft das Haus der Begegnung: In einem zentral gelegenen Gebäude sollen sich Studierende und Lehrende, Freunde und Ehemalige der Universität zum Gespräch und zum zwanglosen Informationsaustausch treffen können.

Die Alte Aula an der Stiftskirche ist eines der ältesten Gebäude der Hochschule und wird mit staatlichen Mitteln voraussichtlich ab 2006 saniert werden. Die Einrichtung und Möblierung dagegen wird das Land nicht finanzieren, so dass die Universität hier auf Spenden angewiesen ist. Das gilt auch für eine Umwälzanlage in den historischen Brunnen an der Frauenklinik, nachdem diese selbst bereits restauriert wurden. Das vorerst letzte Projekt betrifft den Festsaal in der Neuen Aula: Der renovierte Saal soll mit drei Wandteppichen ausgestattet werden, um die Akustik zu verbessern und den Raum schöner zu gestalten.

Die Universität und der Universitätsbund bitten gemeinsam um Unterstützung für die beschriebenen Vorhaben. Welchem Projekt die Spendengelder zufließen, entscheidet der Spender selbst. Wer sich langfristig engagieren will, kann auch Mitglied im Universitätsbund werden. Dort sind auch die neue Broschüre und weitere Informationen zu Mitgliedschaften, Spenden, Stiftungen und den einzelnen Projekten erhältlich.

SIS

**Kontakt:**

Universitätsbund e.V.  
Geschäftsführer: Heribert Kneer  
Wilhelmstraße 11  
72074 Tübingen  
Telefon 07071-29 72509

## Ansteckende Neugier auf unbekannte Welten

### Forschungsprojekt zur Qualität des Tübinger Exportartikels Kinder-Uni

In ihrer Geschichte hat sich die Universität, häufig widerwillig, immer weiteren Kreisen der Bevölkerung geöffnet. Doch auf die Idee, auch Kinder in den Hörsaal zu lassen, ist lange niemand gekommen – bis zum Sommersemester 2002. Dabei mussten sich in Tübingen die Kinder ihr Recht gar nicht erst erstreiten, denn die Initiative zu dieser kleinen Revolution ging – auf Anregung von Ulla Steuernagel und Ulrich Janssen vom Schwäbischen Tagblatt – schließlich von der Universität selbst aus.

Und so beantworteten Professoren der Universität Tübingen im Jahr des 525-jährigen Jubiläums der Eberhard Karls Universität insgesamt 5000 Kindern in acht Vorlesungen acht ›Warum-Fragen‹. Im Sommersemester 2003 gab es dann bereits die zweite Tübinger Kinder-Uni, die auf dem besten Weg ist, nicht nur in Tübingen, sondern auch an zahlreichen anderen Hochschulen einen festen Platz zu bekommen.

Es lag nahe, den erfolgreichen Tübinger Exportartikel von der Forschungsstelle für Schulpädagogik wissenschaftlich unter die Lupe nehmen zu lassen. Dabei sollten seine Leistungen sowohl an den Erwartungen aller Beteiligten – der Organisatoren, der Dozierenden und vor allem der Kinder – gemessen werden sowie etwaige Verbesserungsmöglichkeiten gefunden werden, damit Tübingen in Sachen Kinder-Studium die Nase vorn behält. Die Studie wurde ermöglicht durch Sponsoring des Verlags DVA, in dem auch das Buch zur Kinder-Uni erschien.

### Erwartungen der Referenten

Den Lehrenden geht es bei ihren Vorlesungen für die Kinder vor allem darum, diesen einen Einblick in ihr Forschungsgebiet zu geben und Interesse an Wissenschaft, also den vertretenen Disziplinen sowie an der Institution Universität zu wecken. Könnte sich der eine oder andere Kinder-Student nicht bereits als Mädchen oder Junge für ein Fach begeistern, das er zehn Jahre später vielleicht sogar im selben Hörsaal studieren wird? Allen Beteiligten ist indessen auch klar, dass – neben der Vermittlung von Wissen – die Vorlesung den Kindern auch Spass machen muss. Daraus ergaben sich die leitenden Fragen der Begleitstudie: Wie zufrieden sind die Kinder mit ihrer Uni? Was lernen sie? Wie verändern sich ihre Interessen aufgrund des regelmässigen Vorlesungsbesuchs?

Um darauf Antworten zu finden, besuchte das Team der Forschungsstelle für Schulpädagogik die Vorlesungen. Katharina Stock und Christof Wecker protokollierten ihre Beobachtungen und ließen eine Gruppe von Kindern vor dem Start des diesjährigen Kinder-Uni-Semesters und nach jeder Vorlesung einen kurzen Fragebogen ausfüllen.

Die Antwort auf die Frage, wie zufrieden die Kinder mit ihrer Uni sind, fällt eindeutig aus: Sie bereitet ihnen sehr viel Spass, ist sehr interessant und nicht zu schwierig. Die Professorinnen und Professoren zu verstehen, macht ihnen nicht die geringsten Probleme, denn diese geben sich ordentlich Mühe, den jungen Studierenden alles so anschaulich wie möglich zu erklären. Nicht ganz klar wurde, wie viel an Inhalten die Kinder wirklich verstehen und dauerhaft behalten. Doch darum geht es in erster Linie gar nicht. Viel wichtiger ist, dass sich die Kinder nach dem achtmaligen Vorlesungsbesuch deutlich mehr für wissenschaftliche Themen interessieren als zuvor. Besonders groß ist der Sprung bei Fächern, unter denen sich Kinder normalerweise nicht allzu viel vorstellen können – wie etwa Jura oder Philosophie. Da wird am deutlichsten, dass die Kinder-Uni ihren ›Studierenden‹ neue, weithin unbekannte Welten erschließt, in die sie gerne vorstoßen.

Darin dürfte auch das größte Plus der Kinder-Uni, dieses Tübinger Export-Artikels, liegen: dass

Kinder erfahren, wie reizvoll und interessant es sein kann, Neues kennenzulernen, und dass sie sich von den Referenten in ihrer Neugier anstecken lassen. Vielleicht entwickeln sich einige der Kinder, die 2002 oder 2003 die Kinder-Uni besucht haben, zu Langzeitstudierenden, die auch im nächsten Sommer weiter an die Kinder-Uni gehen? In diesem Fall wäre dies ausnahmsweise kein Grund für Studienreformen in Richtung schnelleres Studium.

KATHARINA STOCK, CHRISTOF WECKER; HANS-ULRICH GRUNDER

---

### Internetausgabe

Gestaltung der Internetausgabe: Barbara Kalb, Uwe Stephan, Simone Schultz (Praktikantin).  
Alle weiteren Angaben siehe unter Druckausgabe.

### Druckausgabe

attempto! ist die Zeitschrift der Eberhard Karls Universität Tübingen und der Vereinigung der Freunde der Universität Tübingen e. V. (Universitätsbund). Sie wird herausgegeben vom Rektor der Universität.  
Erscheint zweimal jährlich zu Semesterbeginn. ISSN: 1436-6096.

Redaktion: Michael Seifert (MS, verantwortlich), Janna Eberhardt (JE), Gabriele Förder (FÖR),  
unter Mitarbeit von Astrid Woitschella (AS), Claudia Hucke (CH), Simone Schultz (SIS)  
(Praktikantinnen).

### Adresse

Wilhelmstr. 5

72074 Tübingen,  
Tel.: (0 70 71) 29 – 7 67 89  
Fax: (0 70 71) 29 – 55 66,  
e-mail: Michael.Seifert [at] uni-tuebingen.de

### Redaktionsbeirat:

Prof. Dr. Jürg Häusermann, Frido Hohberger, Prof. Dr. Herbert Klaeren, Prof. Dr. Joachim Knappe,  
Dietmar Koch, Sigi Lehmann.

Layout: Barbara Kalb.

Titelbild und Bildthema; Beratung: Silke Nalbach, Stuttgart.

Druck: TC-DRUCK Tübinger Chronik.

Anzeigen: Werbeagentur Günther J. Straub, BDW, Dresdenerstr. 16,  
71229 Leonberg-Warmbronn. Tel.: (0 71 52) 48930

Auflage: 10 000 Exemplare.

Namentlich gekennzeichnete Artikel geben nicht unbedingt die  
Meinung des Herausgebers und der Redaktion wieder.

Textabdruck ist mit Quellenangabe gestattet.

Bankverbindungen des Universitätsbundes: KSK Tübingen

Nr. 110 608, Deutsche Bank AG Tübingen Nr. 1 208 080 000, Volksbank  
Tübingen Nr. 15 818 004.

Titelfoto: David Haas.

---